Auf Vorposten!

Erinnerungen aus Österreich

von

D. Friedrich Hochstetter

1927
Verlag des Evangelischen Bundes E.V. Berlin W. 10

J. v. KULAS

Auf Vorposten!

Fröhliche und ernste Erinnerungen

aus Arbeits- und Kampfesjahren
im Dienste der evangelischen Kirche
in Österreich

*

Im Verein mit alten Mitkämpfern

herausgegeben von

D. Friedrich Hochstetter

1927
Verlag des Evangelischen Bundes E. V., Berlin W. 10

Inhalt.

I. Persönlichkeiten.

Seite

1. Kirchlichkeit und Opfersinn. (Zwei goldene Wiener Herzen.) 7
2. Ein Volksdichter 14
3. Der Leierkastenmann 17
4. Ein zweiter Jakob Böhme 20
5. In memoriam 22
6. Frau Sturmpfarrer 24
7. Georg Schönerer. (Ein Kranz auf sein Grab.) 30
8. Dr. Titta und sein Trebnitz 34
9. Dichterglaube 38
10. Aus Briefen Peter Roseggers 39
11. Ein Held des Wortes und der Feder 43

II. Schaffen und Kämpfen.

1. Der Kindberger Kirchenstreit 46
2. Schatzlar 48
3. Wie es zum Kirchlein in Thörl-Aflenz kam 51
4. Wie die Los von Rom-Bewegung nach Hengsberg kam 53
5. Seelsorgerliche Erinnerungen 55
6. Der Kampf und die Scholle 60
7. Los von Rom-Versammlung 63
8. Vor den Schranken des Gerichts 66
9. „Freuden" eines Religionslehrers 69
10. Ein nasser Unterrichtstag 73
11. Diaspora-Kinder 76
12. Auto heraus! 78
13. Schriftleitung in der Schusterwerkstatt 79
14. Zwei Gottesdienste 81
15. Marburger Ausklang 85
16. Der Glockensturm zu Grottau 89

III. Kleine Erinnerungen.

Seite

1. Sancta simplicitas! 91
2. Et cetera! 92
3. Die Hauptsache 93
4. Jugendeindrücke und Übertritt 94
5. Friedhofsgeschichten 94
6. Himmelsschlüssel 96
7. Eine Perle — aber evangelisch 96
8. Die 4 Evangelisten 97
9. Kärntner Erinnerungen 97
10. Die katholische Kirche hat die Arbeit und die evangelische steckt das Geld ein 98
11. Fünf Fragen 99
12. Der Bücherschatz in der Weiberkränke 99
13. Die Laberworscht 102

Herrn

Konsistorialrat D. Eckardt,

Altenburg.

Ihnen, hochverehrter Herr Konsistorialrat, sei diese Ährenlese fröhlicher und ernster Erinnerungen gewidmet. Als der Erbe unseres unvergeßlichen D. Meyer haben Sie anderthalb Jahrzehnte hindurch die Fürsorgearbeit für so viele evangelische Gemeinden im ganzen Gebiete des alten Habsburgerreiches von den Hängen des Erzgebirges bis zum Südfuße der Alpen auf Ihren Schultern getragen. Auf Ihren Besuchsreisen sind Sie, ein hochwillkommener Gast, in Dutzenden von Pfarrhäusern und Vikarsstuben eingekehrt, und was nur immer an Sorgen und Aufgaben die Herzen vieler Diener des Evangeliums bewegt hat, haben Sie mitgetragen. Fast allen unter denen, die auf den folgenden Seiten ein wenig im Buche Ihrer Erinnerungen blättern, sind Sie Führer, Berater, väterlicher Freund gewesen.

Sie wissen, daß die Arbeit, wie wir sie draußen „auf Vorposten" getan haben und noch tun, zumeist ganz unromantisch ist, und wie sehr die Treue im Kleinen die Haupttugend ist, die wir zu üben haben. Aber gelegentlich wuchs doch an unserem Arbeitspfade ein Blümlein, das es wert war, im Herbarium der Erinnerungen aufbewahrt zu werden. Wenn auch mitten im tiefen Ernst unserer Arbeit ein kleines Erlebnis fröhlicher Art in unserem Gedächtnis haften blieb, das hier seine Wiedergabe gefunden, so werden Sie auch dafür Verständnis haben.

Im Namen aller, die an diesem Buche mitgearbeitet haben,

Ihr dankbar ergebener

D. Friedrich Hochstetter.

I. Persönlichkeiten.

1. Kirchlichkeit und Opfersinn.

Wenn ich über meine Erlebnisse in der evangelischen Diaspora, der ich zwei Jahrzehnte habe dienen dürfen, zu berichten habe, so unterlasse ich es nie, von der Bekundung kirchlichen Sinnes zu erzählen, den ich dort allenthalben gefunden habe. Unvergeßlich sind mir die teuren Männer und Frauen — und ich grüße sie immer und immer wieder —, die mir in Graz und in Wien meine oft nicht ganz leichte Tätigkeit durch ihre unermüdliche Mitarbeit und vorbildliche Opferwilligkeit zu einer beglückenden gemacht und mir durch ihre bekennende Kirchlichkeit viel, sehr viel gegeben haben, wobei ich betonen möchte, daß ich diese Kirchlichkeit bei Männern sowohl wie bei Frauen, bei Jugendlichen wie bei Erwachsenen gefunden habe.

Was waren es doch für eigenartig erhebende Gottesdienste, die wir außerhalb des eigentlichen Pfarrortes oft in sehr primitiven Räumen erleben durften. Hier versammelten wir uns zum Gottesdienste in einem Gasthauszimmer, in das von den Nebenräumen her durch Gläserklappern und lärmende Geräusche Störungen in die gottesdienstliche Feier herüberdrangen; dort in einem Schlafzimmer, dem größten einer kinderreichen Familie, das der evangelisch gewordene Vater monatlich ein- bis zweimal in einen Andachtsraum verwandeln ließ; dort wieder war es ein dürftig hergerichteter Raum in einem alten Stadtturme oder ein feucht modriger Bodenraum über dem Eiskeller einer Bierbrauerei. Aber war der Raum auch noch so dürftig, noch so eng oder dumpfig, und fehlte äußerlich auch fast alles, was die Seele zur Andacht stimmte — es waren doch erhebende Feiern, die wir dort begangen haben. Meist waren sie über Erwarten gut besucht und alle Plätze bis auf den letzten besetzt.

Natürlich erschienen zu solchen Gottesdiensten in den Predigtstationen in erster Linie die evangelischen Bewohner des betreffenden Ortes selbst fast vollzählig. Zum mindesten war jede evangelische Familie durch eines oder mehrere ihrer Glieder vertreten. Es mußten schon ernstliche Gründe vorliegen, wenn an einem Gottesdienstsonntage einer der Getreuen fehlte. Das erregte Aufsehen in der Schar derer, die gekommen waren und mußte sofort ergründet werden. „Heute ist ja Frau B. nicht dagewesen", unterhielten sich

einige Kirchgänger nach dem Gottesdienst in Peggau. „Sie wird doch nicht krank sein? Kommen Sie, wir wollen sie gleich mal besuchen.“ Richtig, sie war — nicht ganz wohl, und der Besuch der beiden lieben Gemeindeglieder, die ihr einen Gruß vom Pfarrer und von der Gemeinde brachten, tat ihr besonders wohl.

Auch aus der Umgegend, oft von weither, kommen die Gemeindeglieder zum Gottesdienst herbei. Als ich vor einigen Jahren in Mitterbach (N.-Ö.) in dichtbesetzter Kirche eine Gustav Adolf-Predigt zu halten gehabt hatte, mitten im kalten Winter — der Schnee lag einige Meter hoch, so daß Kirche und Pfarrhaus aus dem Schnee herausgeschaufelt werden mußten, um sie zugänglich zu machen — da klopfte, während ich im Pfarrhofe mit den gastlichen Pfarrersleuten gegen 2 Uhr zu Mittag aß, ein Mann ans Fenster des Speisezimmers. Er wollte sich von seinem Pfarrer und dem Prediger verabschieden; denn er war im Begriff, wieder heimzugehen, weit über die Berge in einen weltentlegenen Winkel, wo er in einem einsamen Bauernhofe zu Hause war. Er war auch im Gottesdienste gewesen. Sein Kirchweg betrug sieben Stunden hin und sieben Stunden zurück. Des Morgens um 3 Uhr hatte er sich bei Nacht und Nebel auf den Weg gemacht, um die Vormittagspredigt und den sich anschließenden Vortrag hören zu können. Jetzt brach er wieder auf, um in der zehnten Stunde wieder daheim zu sein. Dieser Mann kommt, wenn irgend möglich, monatlich durchschnittlich einmal nach Mitterbach zum Sonntagsgottesdienst. Das nenne ich kirchlich! Und wenn der Pfarrer von Mitterbach, der im Gehöfte dieses Mannes für die evangelischen Kinder der Umgegend eine Religionsunterrichtsstation eingerichtet hat, zurzeit des zusammenhängenden täglichen Konfirmandenunterrichtes im Pfarramt Mitterbach ein bis zwei Monate nicht zu den Kindern da draußen kommen kann, erbittet sich dieser Bauer vom Pfarrer die Erlaubnis, den Kindern Religionsunterricht erteilen zu dürfen. Denn „Biblische Geschichte“, sagt er, „werde ich den Kindern doch erzählen können; und meinen Katechismus kann ich auch noch.“ Gott erhalte unserer Diaspora viele solcher Männer!

Ja, auch aus der Muttergemeinde selbst wird der Pfarrer regelmäßig von einer ganzen Reihe seiner Gemeindeglieder zum Gottesdienst in der Predigtstation begleitet oder findet sie dort wieder. Denn viele von ihnen haben die schöne Gewohnheit, ihren Sonntagsausflug mit dem Besuch eines Gottesdienstes in einer der Außenstationen zu verbinden. In Peggau, 20 Kilometer nördlich von Graz an der Wiener Reichsstraße gelegen, hatte ich, ehe es dort das schmucke Kirchlein gab, jahrelang Sonntag nachmittag 3 Uhr den Gottesdienst in dem Saale eines Gasthofes zu halten, wobei wir unter dem unvermeidlichen Gasthausgetriebe besonders zu leiden hatten. Heute waren noch wenig Fremde in der Gastwirtschaft, so daß wir auf einen ruhigen Verlauf des Gottesdienstes rechnen konnten. Aber es war ein sonnig-schöner Tag, und der konnte noch viele Ausflügler bringen. Da sah ich, als ich vor Beginn des Gottesdienstes vor

dem Hause stand, in der Ferne, in der Richtung von Graz her, eine Staubwolke auf der Landstraße aufwirbeln und immer näher kommen. Radfahrer waren es, deren wenigstens vorübergehendes Ziel möglicherweise Peggau war. Meine einzige Hoffnung war, sie möchten vorbeifahren und nur ja nicht hierbleiben. Aber den Gefallen taten sie mir nicht. Richtig, sie saßen ab und stellten alle zwanzig ihre Räder ein. Aber — irrten sie sich nicht in dem Lokal? — Sie gehen ja nicht in die Gaststube, sondern in den Betsaal, um am Gottesdienst teilzunehmen. Es war die Radfahrabteilung eines — katholischen Gesellenvereins, die ihren Sonntag-Nachmittagsausflug mit dem Besuch eines evangelischen Gottesdienstes verband. Fast alle von ihnen sind später evangelisch geworden und der Kirche ihrer Wahl treu geblieben.

Auch zu Opfern für ihre Kirche sind die Glaubensgenossen in der Diaspora meistens gern bereit. In dem Opferbecken am Ausgang der „Notkirche“ in Graz fand sich nach dem Gottesdienst manchmal ein Hundertkronenschein. Bei der Fülle der Gottesdienstbesucher wußte niemand von uns, wer ihn hineingelegt hatte. Ich würde es vielleicht auch nie erfahren haben, wenn ich nicht einen solchen Hundertkronenschein auch einmal nach einem Gottesdienst in einer kleinen Außenstation gefunden hätte, wohin mich einige Grazer begleitet hatten. Da bekam ich es doch heraus, wer der stille Wohltäter war. Sein warmes Herz für die Nöte seiner Glaubensgenossen und für die Bedürfnisse seiner Gemeinde hat es mir oft ermöglicht, anderen aus besonderer Bedrängnis herauszuhelfen.

Ja, die Opferwilligkeit für Kirche und Gemeinde — wie habe gerade ich sie beglückend empfunden bei dem aufreibendsten Stück Arbeit, das ich sowohl in Graz wie in Wien zu leisten hatte. Da sollte ich doch in den beiden Gemeinden die Mittel zum Bau von Kirche und Pfarrhaus, ja auch noch zum Erwerb eines Kirchbauplatzes aufbringen. Daß in beiden Gemeinden das Ziel erreicht ist — in Graz allerdings wesentlich erleichtert durch eine unerwartet in den Schoß gefallene Erbschaft, von der Jahre hindurch außer mir nur noch zwei andere Grazer etwas ahnten —, ist vor allem der Opferbereitschaft der Gemeindeglieder zu danken, die ihrem Pfarrer treueste Gefolgschaft geleistet haben. So ist in Graz die Kreuzkirche mit dem einstigen „Minoritenschlößl“, das in eins der schönsten evangelischen Pfarrhäuser Österreichs umgewandelt worden ist, und in Wien-Leopoldstadt die Verklärungskirche am Tabor mit dem angebauten Pfarr- und Gemeindehause — dem „Haus in der Sonne“ — für alle Zeiten ein sichtbares Denkmal opferwilliger Liebe, mit der sich die Gemeindeglieder zu ihrer Kirche bekannt und an ihren Aufgaben mitgearbeitet haben.

Vor allem in Wien war das Aufbringen von Mitteln für den Kirchbau mit besonderen Schwierigkeiten verbunden, nicht nur, weil es sich dort um ein viel größeres Projekt handelte und die Preise viel höher waren als in der Provinz, sondern weil dort gleichzeitig in drei verschiedenen Bezirken ein Kirchbau angestrebt wurde

und weil die Wiener Gemeinde dabei auf sich selbst angewiesen war und auf Gustav Adolf-Hilfe nicht rechnen durfte.

Zwar, die teuren, lieben Männer, die mich zur Erfüllung der Aufgabe, ihnen im Bezirk Leopoldstadt eine Kirche mit Pfarr- und Gemeindehaus zu bauen, nach Wien berufen hatten, hatten es sich anders gedacht und hatten ihrem Pfarrer, noch ehe er sein Amt angetreten hatte, auf ihre Weise vorgearbeitet. Sie hatten sich zu einem „Werbeausschuß" zusammengetan und an eine Menge evangelischer Gemeinden des Deutschen Reiches sowie an die meisten Gustav Adolf-Vereine „Luthermarken" mit einem entsprechenden Aufruf versandt, um auf diese Weise Bausteine für die künftige Kirche zu sammeln. Wenn sie dadurch auch ein hübsches Sümmchen zusammengebracht hatten, so war die Wirkung dieser Aktion doch eine ungünstige. Sie hatten nämlich mit dieser Art Sammeltätigkeit einen Weg beschritten, der vom Standpunkt des Gustav Adolf-Vereins aus als „wilde Bettelei" verurteilt wurde. Und nun mußten sie die große Enttäuschung erleben, daß der Gustav Adolf-Verein, auf dessen Hilfe sie ihre besondere Hoffnung gesetzt hatten, seinen Beistand zunächst entschieden ablehnte, zumal Wien nicht in dem Sinne wie andere Diasporagemeinden als Pflegling des Gustav Adolf-Vereins betrachtet werden konnte.

So mag es ihnen auch eine Enttäuschung gewesen sein, daß der Pfarrer, den sie zur Durchführung des Kirchbaus berufen hatten, die Sache von einer ganz anderen Seite aus aufzog. „So geht es nicht weiter", sagte er ihnen. „Erst müßt ihr selbst und die ganze Wiener Gemeinde für den Kirchbau opfern, so viel ihr könnt, dann erst dürft ihr es wagen, auch den Gustav Adolf-Verein um Beistand zu bitten."

Es war rührend, mit welchem Verständnis sie auf diesen Gedanken eingingen und mit welcher Bereitwilligkeit sie selbst anderen ein Vorbild freudigen und großzügigen Opferns gaben. Sie hungerten eben nach Gottes Wort. Sie wollten eine Kirche für sich und ihre Kinder. Sie brauchten sie als Mittelpunkt evangelischen Gemeinschaftslebens. Für dieses Ziel war ihnen kein Opfer zu groß, und sie wurden förmlich erfinderisch, andere zum Wetteifer im freudigen Geben anzuregen. Es waren zwar damals andere Zeiten als heute. Aber es will doch etwas heißen, wenn die lieben evangelischen Männer und Frauen es dahin brachten, daß im Laufe eines Jahres aus Spenden und Zeichnungen der Gemeindeglieder die Summe von 100 000 Kronen zusammenkam, die im Verlauf einiger weiterer Jahre auf 350 000 Kronen, d. i. auf drei Viertel der ganzen Bausumme, stieg.

* * *

Zwei Gestalten aus meiner Gemeinde sind mir immer als besonders originelle Typen freudiger Opferwilligkeit für ihre Kirche erschienen. Gestalten aus dem Volke.

Die eine eine Frau. Einst war sie, besonders in Rußland, als Löwenbändigerin aufgetreten. Jetzt war sie im Prater, der zu meinem besonderen Seelsorgebezirk gehörte, Inhaberin einer großen Schießbude und einer Schnellphotographie, und beschäftigte sich aus Liebhaberei mit Dressieren von Hunden. Was hatte sie doch für ein warmes Herz für ihre Kirche und für die Armen! Da sie wegen geschäftlicher Inanspruchnahme am Gemeindeleben nicht so aktiv teilnehmen konnte, wie sie es gern getan hätte, bewies sie ihre Teilnahme für alles, was die Gemeinde anging, durch eine stets offene Hand. Wie möglichst viele meiner Gemeindeglieder, hatte ich auch sie bald nach meinem Amtsantritt besucht und ihr einiges aus der Gemeinde erzählt, aber ohne um etwas zu bitten. Seitdem bekam ich fast jeden Monat zehn oder zwanzig Kronen oder auch mehr, teils für meine Armen, teils für den Kirchenbau. Als ich ihr einmal wieder dafür dankte und meine besondere Freude darüber zum Ausdruck brachte, daß sie mir immer gäbe, ohne daß ich sie auch nur ein einziges Mal darum gebeten habe, gab sie mir zur Antwort: „Gerade darum gebe ich Ihnen so gern, weil Sie mich nicht gebeten, sondern immer nur gedankt haben. Das Bitten kann ich nicht leiden, schon gar nicht, wenn ich gleich um regelmäßige Jahresbeiträge gebeten werde, die man dann schließlich nur aus Pflicht oder Gewohnheit, aber nicht mit warmer Liebe gibt. Ich will mit Liebe geben und im Geben frei sein. Ihr Danken hat mich immer zum Geben gereizt, und weil Sie sich auch über die kleinste Gabe so freuen können, darum gebe ich Ihnen so gern." Dann führte sie mich hinaus vor ihre Bude. Da stand der sog. „Watschenmann", d. i. ein Kraftmesser in Gestalt eines Mannes mit einem Lederkopf, den man für zehn Kreuzer dreimal mit einer Lederfaust ins Gesicht schlagen durfte, worauf er an einer Skala die aufgewendete Kraft anzeigte. „Der Inhalt des Watschenmannes gehört Ihnen", sagte sie, „für Ihre Armen und für den Kirchenbau." Im Laufe der Jahre ist mancher Hunderter auf diese Weise zusammengekommen, und Hunderte von Besuchern des Wurstelpraters aller Glaubensbekenntnisse und verschiedenster Volkszugehörigkeit haben, ohne daß sie es wußten, durch diesen Watschenmann die Verklärungskirche mit bauen helfen.

Eines Tages, wohl im letzten Kriegsjahre, ließ sie mich dringend um meinen Besuch bitten; ich solle aber sofort kommen. Ich meinte, sie wäre wieder krank; denn sie war manchmal recht anfällig. Wie erstaunt war ich aber, als ich sie nicht nur wohlauf, sondern fröhlicher denn je im Kassenstand ihrer Schießbude sitzen sah. Noch ehe ich nach ihrem Befinden oder ihrem Anliegen fragen konnte, griff sie in ihre Schublade, holte einen Briefumschlag heraus und gab ihn mir mit den Worten: „Das sollen Sie haben für ihren Kirchbau und zum Dank dafür, daß mein Pflegesohn Heinrich vom Militär freigekommen ist." In dem Umschlag lag ein Tausendkronenschein.

Sie ist nun schon längst im Frieden heimgegangen. Sie hat getan, was sie konnte. Ihr Gedächtnis bleibt in Segen.

Ein anderes Original von vorbildlicher Treue und opferfreudiger Liebe zu seiner Kirche ist der liebe Selchermeister K. Auch er hatte, wie viele meiner Gemeindeglieder, das Herz auf dem rechten Fleck, und in seinem Herzen eine große, heiße Liebe zu seinem evangelischen Glauben und stete Opferbereitschaft für andere. Seine besondere Freude ist es, unerkannt Wohltaten erweisen zu können; wenn man aber in ihm den Wohltäter vermutete, lehnte er jeden Dank und jede Anerkennung entschieden ab. In den Kriegsjahren war im Evangelischen Theologenheim in Wien ein Verwundetenspital eingerichtet. Eines Tages fragte er meine Frau, die dort Krankenpflegerin war: „Wieviel Verwundete haben Sie eigentlich durchschnittlich im Theologenheim, und wieviel Pflegepersonal? Da ist nämlich ein guter Freund von mir, der hat sich bereiterklärt, das ganze Spital wöchentlich zweimal mit Abendbrot zu versorgen." Es handelte sich um rund 50 Personen. Für diese hat er über Jahr und Tag wöchentlich zweimal Würstchen und andere kräftige Kost gestiftet und dem Theologenheim große Dienste geleistet. Den Dank aber hat er nicht annehmen wollen. Denn es habe ja nur ein guter Freund von ihm getan.

Großes Verständnis hat er für das Gustav Adolf-Werk, und unter den Pfleglingen des Gustav Adolf-Vereins hatte er besonders die Holzknechtgemeinde Lahnsattel in Nieder-Österreich und die dortige Schule ins Herz geschlossen. Wiederholt im Jahre, vor allem zur Weihnachtszeit, tat er seine Hand auf und sandte Lebensmittel oder Geld für die laufenden Bedürfnisse dort hin, aber immer unter fremdem Namen; nur Straße und Hausnummer des Absenders war richtig angegeben. Eines Tages kam eine Abordnung von zwei Personen aus Lahnsattel nach Wien, um dem treuen Freund ihrer Gemeinde einmal ins Auge zu sehen, und ihm den Dank auszusprechen. Sie fragten in dem angegebenen Hause nach Herrn K., erfuhren aber zu ihrem Erstaunen, daß ein Herr dieses Namens weder jetzt da wohne, noch jemals da gewohnt habe. Zuletzt ließen sie sich beim Hausbesitzer, unserm lieben Selchermeister K., melden, bekamen aber bei dem dieselbe Auskunft. Mit Tränen der Freude und Rührung im Auge hat mir Herr K. später selbst erzählt, wie die Abordnung mit ihrem Anliegen bei ihm vorgesprochen habe, wie er sie aber unverrichteter Dinge habe abziehen lassen, ohne sich zu erkennen zu geben.

Mit besonderem Interesse verfolgte er die Entwicklung der Kirchbauangelegenheit in der Leopoldstadt. Wie oft hatte er mir schon — gebeten und ungebeten — kleinere, größere und sehr große Beträge dafür zugehen lassen. Ja, wenn ich einmal längere Zeit nicht bei ihm gewesen war, ist es vorgekommen, daß er mir zwanzig Kronen schickte mit dem Bemerken, daß seit einigen Tagen schon wieder mehr für den Kirchbau bereitlägen. Dann gab er mir dreihundert oder fünfhundert Kronen. In der Zeit, in der ich in Wien

Pfarrer war, hat dieser Selchermeister, der täglich von früh 5 Uhr bis spät abends in der Selchstube oder hinter dem Ladentisch unermüdlich tätig war, für den Kirchbau allein weit über 5000 Kronen gespendet und gehört also zu den „Stiftern" des Kirchbauvereins.

Eines schönen Tages wurde dem Kirchbauverein mittels Erlagscheins der Postsparkasse ein Betrag von 988 Kronen 87 Heller von ihm, diesmal nicht anonym, sondern unter seinem vollen Namen angewiesen. „Merkwürdige Summe," dachte ich. „Warum hat er die Tausend nicht voll gemacht?" Aber gefreut habe ich mich doch. Sofort telephonierte ich ihn an, um ihm für diese hochherzige Spende zu danken. Aber wie gewöhnlich nahm er den Dank nicht an, er sei es wirklich nicht gewesen; auch seine Frau nicht; auch nicht sein „guter Freund"; meinen Dankbesuch bei ihm könne ich mir sparen; er habe sowieso keine Zeit, weder heute noch morgen. Der Zufall wollte es, daß ich gerade an diesem Tage auf dem Wege zum Friedhof an seinem Hause vorüberfahren mußte. Da stand mein Herr K. gerade in der großen weißen Schürze vor seinem Geschäft. Ich ließ den Wagen halten, um ihm dankend die Hand zu drücken. Er blieb jedoch konsequent und wies den Dank energisch ab. „Aber", sagte ich, „Ihr Firmenstempel steht ja deutlich auf dem Erlagschein, und Ihre eigenhändige Unterschrift." „Was sagen Sie? Mein Firmenstempel? Meine eigenhändige Unterschrift? — Wie hoch war die Summe? — Kommen Sie schnell mal herein." Es war, als ginge ihm, dem Selcher, in diesem Augenblick ein Seifensieder auf. Wir gingen ins Geschäftszimmer. Dort blätterte er unter einer Anzahl Rechnungen und Erlagscheinen und sagte, als er die richtigen gefunden hatte: „Da haben wir's! Ich habe die Erlagscheine verwechselt. Die Summe mit den Hellern machte mich doch gleich stutzig. 988 Kronen 87 Heller habe ich nämlich an die und die Firma zu zahlen und habe nur aus Versehen Ihren Erlagschein erwischt." „Da ziehe ich also heute zum erstenmal mit einer Enttäuschung von Ihnen ab", sage ich, und fühle wirklich so etwas wie einen Stich in meiner Seele. „So?" sagt er, „wissen Sie das so genau? Nein, das geschieht nicht. Habe ich ein Versehen begangen, so sollen Sie nicht darunter leiden. Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben. Vom Kirchbauverein nehme ich nichts zurück. Und was die Summe mit den Hellern anlangt, da runde ich ein ander Mal ab. Reden wir heute nicht weiter darüber. Ich habe, wie Sie wissen, keine Zeit. B'hüt Ihna Gott." — Ja, behüt' dich Gott, du goldenes Wiener Herz!

Da denkt vielleicht jemand: Der Mann wird eben über entsprechende Mittel verfügen, daß er so großzügig helfen kann. Ich aber sage: Die Mittel allein machen's nicht; die Gesinnung ist die Hauptsache. Und wie hat es mich gefreut, zu erleben, daß diese goldene Gesinnung auch auf seine Söhne übergegangen ist. Im Kriege klingelte es einmal bei mir. „Ein Soldat steht draußen", wurde mir gemeldet. Ich ging zur Tür. Da stand der Sohn

meines lieben Herrn K. in Uniform. Er streckte mir nur, lachend wie sein Vater, die Hand entgegen und gab mir etwas mit den Worten: „Meine erste Löhnung! Für den Kirchbau!“ Es waren fünfzig Kronen. — —

Wie viele Erlebnisse ähnlicher Art habe ich in der Diaspora gehabt, die mich noch in der Erinnerung beglücken. Gott erhalte unseren Glaubensgenossen draußen in der Diaspora solche Gesinnung und wecke und mehre sie auch in der Heimat. Dann braucht uns um unsere Kirche nicht bange zu sein.

Heinrich Roehling.

2. Ein Volksdichter.

Der Bahnbrecher der evangelischen Sache in der Übertrittsgemeinde Chodau bei Karlsbad war der Modelleur F. H. Am 17. Juli 1900 meldete er seinen, seiner Frau und seines bald zur Schule kommenden Töchterleins Austritt aus der katholischen Kirche bei der politischen Behörde an. Er, der erste an einem finsteren Orte, wahrlich, ein kühnes Wagnis! Und frisch und fröhlich ruft er sein lautes „Auf, zur Tat!“ hinein in seine Umgebung:

Wie leicht wär Romas Übermut
endgültig zu besiegen!
Verweigert ihm den Geisttribut,
dann muß es unterliegen.

So wagt die Tat — und sie gelingt —
mit Romas Macht zu brechen!
's ist nichts, wenn ihr nur sprecht und singt,
hier müssen Taten sprechen.

Schreit Huttens Ruf: „Ich hab's gewagt!“
hinaus in alle Lande,
nur, wenn ihr willig sie noch tragt,
verdient ihr Romas Bande!

* * *

Im Juli 1902 hatte der bekannte Führer des österreichischen Bonifatiusvereins, Pater Alban, acht Tage lang gegen die Evangelischen in Chodau gepredigt und u. a. gesagt: „Unter den Abgefallenen ist nicht einer, der ein guter Katholik gewesen wäre. Sie alle waren längst abgestorben.“ Darauf dichtete F. H. vier Verse mit der Überschrift „Abgestorbene Katholiken“:

„Abgestorb'ne Katholiken“
nennt das Mönchlein alle jene,
die von Rom sind abgefallen! —
Merke, was ich nun erwähne!

Wirst im Teiche oder Flusse
du das Wasser so verderben,
daß die Fisch' nicht leben können,
nun — dann müssen sie wohl sterben!

Also hier: weil ihr die Lehre
Christi gräßlich habt verdorben —
ja, ins Gegenteil verwandelt —
deshalb sind wir abgestorben.

* * *

Nach einer wahren Begebenheit dichtete H. am 1. Dezember 1905 folgendes satirische Gedicht mit der Überschrift „Die romtreuen Ochsen“:

„Der Michel, der ein guter Christ,
doch los von Rom gegangen ist,
traf einst mit seinem Ochseng'spann
zusammen mit dem Herrn Kaplan.

Der Herr Kaplan, der schreit voll Zorn:
Nun, Michel! Ihr seid lutherisch wor(d)n?
„Ja! Ja!“ hat darauf der Michel g'sagt,
„wie Hutten einst, hab ich's gewagt.“

Und dieser freche Ketzermut,
der brachte den Kaplan in Wut,
er möcht' dem eine Nase drehn
und fragt: „Sind d' Ochsen auch mit übertret'n?“

„Ach nein!“ sagt der und dreht sich um,
„dazu sind meine Ochsen zu dumm;
ich bin allein nur überschrieben,
die Ochsen sind katholisch blieben.“

Im Herbst 1900 wurde in Chodau eine evangelische Predigtstation errichtet. Am 31. Oktober fand die erste Choralübung statt. Ein altprotestantischer Ingenieur gab auf einer Flöte die Melodien an. Vor allem war es das alte Trutzlied der Reformation, das von den Übergetretenen für den ersten evangelischen Gottesdienst seit den Tagen der Gegenreformation geübt wurde. H. hat diesem Tage folgende Verse gewidmet:

In dieser Stunde, wo wir uns vereinen
zum ketzerischen Werk, wie manche meinen,
verkünden wir es laut der ganzen Welt,
daß uns der alte Luthergeist beseelt.

Es tönt durch die Geschichte wie ein Klagen
zu uns herüber aus der Väter Tagen,
was sie gelitten, als vom Heimatsort
man sie vertrieb, von Haus und Kindern fort.

Und deshalb, weil die Kinder sind geblieben,
und man nur ihre Eltern hat vertrieben,
drum sehn wir heut erstarken ein Geschlecht,
bereit, daß es der Ahnen Leiden rächt.

Mit Zorn und Mitleid, wie wir nie es kannten,
gedenken wir an Salzburgs Emigranten,
wie der Vertrieb'nen auch vom Zillertal. —
Doch plötzlich zuckt durchs Herz ein Freudenstrahl.

Klingt's nicht, wie eines jener schönen Lieder?
Es kehren wohl die einst Vertrieb'nen wieder?
O nein! die ruh'n schon längst in Ewigkeit,
doch hat ihr Geist sich wiederum erneut.

Und mit dem Lied, mit dem seit grauen Jahren
so viele Brave ausgezogen waren,
ziehn heut wir ein. — Der Schreckensmacht zum Spott
ertön': „Ein feste Burg ist unser Gott!"

* * *

Als ich zu Ostern 1903 in Neurohlau, das noch eine einst evangelische Kirche besitzt, eine Predigtstation eröffnete, stimmte er ein herrliches Lenzlied an:

Es fängt ein neuer Frühling an,
drum singe, wer nur singen kann,
frohlockt in hellen Chören;
der es einst Winter werden ließ,
es wieder Frühling werden hieß,
singt diesem Gott zu Ehren!

Das alte Evangelium,
das einst mit wahrem Heldenruhm
die Väter schon bekannten,
es blüht empor aus jenem Schutt,
der lange schon darüber ruht,
allhier in allen Landen.

Räum' auch aus deinem Herzen fort
den Schutt, der noch das reine Wort
darinnen hält begraben;
dann zieht wohl in dein Herze auch
ein solcher warmer Lebenshauch,
und du wirst Frieden haben.

* * *

Zeitweilig hatte die kleine Schar der evangelischen Schulkinder stark unter Schimpfworten ihrer Mitschüler zu leiden. So wurde

der Tochter des Modelleurs H. öfter auf der Straße von einem Jungen nachgerufen: „Du alter Protestantenhund!" Gerade um diese Zeit lasen wir in der Familie abends etwas aus Luthers Schriften. Da hatte das Mädchen einmal gehört, daß der Reformator den Ausdruck „Papstesel" gebraucht hatte. Als nun eines Tages der Junge ihr wieder „Protestantenhund" zurief, drehte sie sich flugs um und antwortete: „Du alter Papstesel!", worauf sich beide verständnisvoll lachend ansahen. Aber das Mädchen hatte von dem Augenblick an Ruhe.

Ein Landmann.

Einer der Führer der evangelischen Bewegung in der Umgebung von Chodau war der wackere Gemeindevorsteher von Stelzengrün, K. H., der dadurch zum tieferen Nachdenken über den Glauben gekommen war, daß ein evangelischer Dachdeckermeister ihm einmal im Gespräch die Worte zugerufen hatte: „Ihr Katholiken glaubt wohl, wir Evangelischen sind auch noch so dumm wie ihr!" Er verschaffte sich eine Bibel, forschte darin und fand bald, daß die katholische Kirche anders lehrte als die Bibel. Darauf entschloß er sich, zur evangelischen Kirche überzutreten. Einmal nahm er einen katholischen Bauern in den evangelischen Gottesdienst mit. Nach demselben fragte H. K. den Katholiken, was ihm besonders aufgefallen sei. Da antwortete dieser: zweierlei, einmal seien bei den Evangelischen so viel Männer dagewesen, während bei ihnen fast nur noch Frauen seien; dann sagte er: „Ihr betet nur zu dem dreieinigen Gott, wir haben einen ganzen Hektoliter voll Heiligen." Johannes Grell.

3. Der Leierkastenmann.

Es war in den Sommermonaten des Jahres 1912, als der Fabrikarbeiter Johann Kuhn mit seiner blinden Frau auch nach Königshan kam und mit dem Leierkasten sich den Lebensunterhalt zu verdienen suchte. Da kamen die beiden Leute auch vor eine Bauernwirtschaft, deren Besitzer ein eingewanderter Preuße war, und erhielten neben der Geldmünze auch eine gedruckte Predigt. Da sie ihnen sehr gut gefiel, schrieb Kuhn an den Verfasser, den Hofprediger Stöcker, er möchte ihnen doch noch mehr so schöne Predigten schicken. Stöcker war damals freilich schon tot. Die Post aber gab die Karte weiter an die Schriftenmission, die die Sehnsucht der beiden alten Leute stillte und sie reichlich mit Lesestoff versorgte. Die Freude des Ehepaares war groß, und als die Schriften gründlich durchstudiert waren, beschlossen beide, evangelisch zu werden. Sie richteten in diesem Sinne ein Schreiben an die Schriftenmission, welches an den Zentralvorstand des Gustav Adolf-Vereins weiterwanderte. Der Generalsekretär suchte zunächst Kuhns Heimatort auf der Landkarte auf (Güntersdorf, Bez. Kö-

niginhof) und stellte fest, daß das zuständige Pfarramt Trautenau sein müsse. Das war allerdings ein Irrtum, denn der Ort gehörte damals noch zu einem tschechischen Pfarramte in der Nähe von Königgrätz. Ich beschloß aber sofort, die Leute aufzusuchen und ihnen beim Eintritt in die evangelische Kirche behilflich zu sein. Freilich, wenn man fast jeden Tag Religionsunterricht erteilen und auch noch für eine Filiale sorgen muß, die acht Bahnstunden entfernt liegt, so muß man sich schon einmal gewaltsam die Zeit nehmen zu einer so außergewöhnlichen Aufgabe. Auch hatte ich damals die Vertretung in Braunau. Ich wollte am schulfreien Peter-Pauls-Tage die alten Eheleute aufsuchen, doch wurde ich an diesem Tage gerade telegraphisch zu einem Sterbenden nach Braunau gerufen. So unterblieb der Besuch zunächst. Aber Kuhn hatte sich inzwischen beschwerdeführend an die Schriftenmission gewandt. Ich konnte also nicht mehr länger warten und machte mich auf den Weg, nachdem ich meinen Unterricht abgesagt hatte. Von der Bahnstation hatte ich noch zwei Stunden zu laufen, bis ich das große Fabrikdorf erreichte. Da es mehrere Träger dieses Namens im Orte gab, konnte mir niemand sagen, welches der richtige sei. Ich erfuhr es erst beim Gemeindevorsteher, der mich in der freundlichsten Weise aufklärte. Ich fand auch bald das Häuschen, in dem die beiden Leutchen zur Miete wohnten. Die Freude war unbeschreiblich. Wie den besten Freund nahmen sie mich auf und bewirteten mich nach Kräften. Wir unterhielten uns eine lange Zeit, und ich merkte bald, daß sie in den Unterscheidungslehren schon recht beschlagen waren. Sie meldeten also ihren Austritt aus der katholischen Kirche bei der politischen Behörde an, und ich versprach ihnen, den Eintritt in die evangelische Kirche bei dem zuständigen Pfarramt zu vermitteln. Mit Stolz zeigte mir Kuhn seine Bücherschätze, unter denen ich auch solche spiritistischen Inhalts fand, denn die beiden Leute hatten sich bisher zu einem Spiritistenkreise gehalten, wie man sie im Riesengebirge häufig findet. Aber so einfach war die Trennung von Rom doch nicht, wie sich der gute Mann das vorgestellt hatte. Zunächst schickte ihm der katholische Pfarrer den Meßner auf den Hals, der ihm die Hölle gehörig heiß machte. Dann erschienen die Spiritisten und überschütteten ihn mit Vorwürfen, daß er sich von ihnen getrennt habe. Er sei nun weder katholisch noch evangelisch, so sagten sie. Kuhn schrieb einen unglücklichen Brief an mich, in dem er seine Anfechtungen mit bewegten Worten schilderte. Ich tröstete ihn und teilte ihm mit, daß er in die evangelische Kirche aufgenommen worden sei. Am nächsten Sonntag erschien er mit seiner Frau zum Gottesdienst und brachte meinem Jungen einige gefärbte Eier mit. Beim Abschied gab ich ihm eine Anzahl Schriften, darunter einen Gustav Adolf-Kalender. Im Dorfe war es bald bekannt geworden, daß Kuhn aus Trautenau Schriften mitgebracht habe. Das ließ den Spiritisten keine Ruhe. Sie stellten sich sofort ein, um sich die Bücher zeigen zu lassen. Und

da war es ganz besonders der Gustav Adolf-Kalender, der es ihnen angetan hatte. Sie nahmen ihn einfach mit und ließen nur den guten Rat zurück, sich einen neuen schicken zu lassen. Den befolgte Kuhn auch wirklich und schrieb an den Herrn „Adolf Gustav“ in Leipzig eine Karte mit der Bitte, ihm einen Kalender zu schicken. Zunächst kam freilich keine Antwort. Darüber war der Mann etwas ungehalten. Er schrieb wörtlich an mich: „Herr Adolf Gustav wohnt in Leipzig in einem schönen Hause (im Kalender war nämlich das Haus des Gustav Adolf-Vereins abgebildet) und ist wohl ein sehr vornehmer Mann, aber für mich armen Mann hat er kein Herz.“ Inzwischen schickte mir der Generalsekretär einen Kalender mit der Weisung, ihn an Kuhn weiterzugeben; sein Schreiben sei gar zu originell gewesen. Auch in diesem Falle war also die Post findig genug gewesen, um sofort zu erraten, daß der Herr Adolf Gustav niemand anders sein könne, wie der Gustav Adolf-Verein. Das Kuhnsche Ehepaar ist noch verschiedene Male zum Gottesdienst gekommen. Sie mußten dann schon früh um 4 Uhr aufstehen, da die Zugverbindung ungünstig war. Zum letzten Male kamen sie am 21. September. Da ließ sich Kuhn mit seiner Frau das heilige Abendmahl reichen. Er hatte damals schon das Gefühl, daß er bald sterben werde. Ich habe ihn an diesem Tage zum letzten Male gesehen. Am 7. Dezember bekam ich ein Telegramm, daß er gestorben sei. Ich ließ mir sofort vom zuständigen Pfarramt die Erlaubnis zur Vornahme der Beerdigung erteilen. Es war wohl seit den Tagen der Gegenreformation das erste evangelische Begräbnis in jener Gegend. Ich bat einen Kirchenvorsteher, mich zu begleiten, und so fuhren wir mit unseren Frauen im Schlitten nach Kuhns Wohnort. Es war ein herrlicher Wintertag. Wie wir in die Nähe des Trauerhauses kamen, hörten wir dumpfen Gesang, der wie Geisterchor an unser Ohr drang. Die Melodie war uns bekannt: „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh.“ Aber wer waren die Sänger? Wir traten in das Haus ein, da wurde eben ein neues Lied angestimmt: „So nimm denn meine Hände.“ Und als wir zur Stubentür eintraten, welch ein seltsamer Anblick! Die Spiritisten bereiteten ihrem ehemaligen Mitgliede die letzten Ehren. Den Sängerchor aber leitete ein blinder Mann, der im Sommer bei der Riesenbaude seinen Leierkasten drehte und sich für den Winter hier ein schmuckes Häuschen erworben hatte. Auffällig war, wieviele von den Sängern einen körperlichen Fehler hatten. Ich zog meinen Talar an und trat an den offenen Sarg. Wie ärmlich sah dieser doch aus, und zu klein war er auch noch, denn nur mühsam hatte man den Toten in seiner Feuerwehruniform hineingepreßt. Nach der Rede trugen wir den Toten hinaus, und nun ging es durch tiefen Schnee dem Friedhofe zu. Immer mehr schwoll die Zahl der Teilnehmer an. Und da gerade die Schule aus war, zogen auch noch sämtliche Schulkinder mit samt den Lehrern. Auf dem Friedhofe stand schließlich eine gewaltige Menschenmenge, als ob Kuhn zu den ersten

Persönlichkeiten des Ortes gehört hätte. Auch der Gemeindevorsteher hatte sich eingefunden und begrüßte mich mit herzlichen Worten. Zunächst sangen die Spiritisten unter Leitung ihres Chormeisters ein langes Sterbelied, dann hielt ich meine Rede. Mit größter Aufmerksamkeit hörten alle zu, und nach dem Segen stürmten viele auf mich los, um mir die Hand zu drücken. Kurze Zeit darauf erschien im katholischen Wochenblatte ein kleiner Aufsatz. Der katholische Pfarrer beklagte sich mit bitteren Worten über die Duldsamkeit seiner Gemeinde, und besonders scharf griff er die Lehrer an, die durch ihre Teilnahme am Begräbnis der Jugend ein schlechtes Beispiel gegeben hätten. Die blinde Witwe fühlte sich nach dem Tode ihres Mannes sehr vereinsamt. Aber vergessen haben wir sie in Trautenau nicht, und zu Weihnachten hat ihr der Frauenverein ein großes Paket mit Wintersachen und Stollen geschickt, damit auch sie etwas von der Weihnachtsfreude spüren sollte.

Konrad Claus.

4. Ein zweiter Jakob Böhme.

Als ich Vikar in Kaaden an der Eger war, hatte ich auch die Predigtstelle Klösterle mit zu versorgen. Das ist ein kleines freundliches Städtchen am Egerflusse mit einer — der Name deutet es schon an — streng katholischen Bevölkerung. In der Stadt selbst wohnten nur wenig Evangelische. Den Stamm der kleinen Gemeinde bildeten einige übergetretene Landwirte im benachbarten Meretitz, wo auch die Gottesdienste abgehalten wurden. Die Zahl der Kinder, die ich an der Stadtschule zu unterrichten hatte, war recht gering. Es waren nur fünf oder sechs. Da bekam ich plötzlich ganz unerwarteten Zuwachs, und zwar aus dem sozialdemokratischen Lager. In Klösterle erteilte den katholischen Religionsunterricht ein tschechischer Kaplan, der als Gesellschafter eigentlich recht beliebt war, aber im Unterricht mit ungewöhnlicher Schärfe vorging. Erbarmungslos prügelte er die Kinder, und auch in seinen Redensarten war er wenig wählerisch. So hatte er zu einem Jungen, dessen Vater Musiker war, gesagt: „Geh raus, und hänge dich auf! Dein Vater ist Musikante und bläst dir einen Trauermarsch.“ Die Eltern hatten sich schon verschiedene Male beschwert, aber ohne Erfolg. Da riß endlich der Geduldsfaden. Ungefähr dreißig traten aus der katholischen Kirche aus und erklärten ihren Eintritt in die evangelische. Dieser Zuwachs hatte zunächst für mich recht unangenehme Folgen. Ich bemühte mich bereits drei Jahre um das österreichische Staatsbürgerrecht. Fast hatte ich mein Ziel erreicht, denn der Bezirkshauptmann, der mir persönlich sehr gewogen war, hatte mir gesagt, daß meine Einbürgerung in den nächsten Tagen erfolgen werde. Aber sie erfolgte nicht. Dem Bezirkshauptmann tat dies aufrichtig leid. Er wußte ja, daß ich an den Übertritten ganz unschuldig war. Er

meinte auch zu mir, wenn der Kaplan so weiter prügle, würden noch viele aus der katholischen Kirche austreten. Er konnte es aber nicht verhindern, daß ich unter Gendarmerieaufsicht kam und zwei Gendarmen von Haus zu Haus zogen und die Übergetretenen fragten, ob sie von mir mit Geld bestochen worden seien. Unter den Übergetretenen befand sich ein alter, weißhaariger Schuhmacher mit Namen Totzauer. Er war der Führer der Sozialdemokraten, für deren Ideale er mit Begeisterung eintrat. Bei den Umzügen trug er die rote Fahne, da von den Arbeitern sie sonst niemand zu tragen sich getraute. Er wohnte, wie die meisten der Übergetretenen, in Zuflucht, einem Ortsteil von Klösterle, der nach einem großen Brande als erste Zufluchtsstätte aufgebaut worden ist und aus lauter kleinen Häuschen besteht. Dieser Schuhmacher war ein Mann, der in seinem Leben schon viel nachgedacht und viel gelesen hatte und mich recht an Jakob Böhme erinnerte. Er besaß auf seine Leute einen großen Einfluß und wußte ihnen stets mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Die Wände seiner dürftigen Wohnung waren mit den Bildern sozialdemokratischer Führer geschmückt, auf dem Tische lag die Wiener Arbeiterzeitung. Ihn besuchte ich nun regelmäßig, und die Stunden, die ich bei ihm zubrachte, wurden mir zu großen Erlebnissen. Das Neue Testament, das ich ihm schenkte, eröffnete ihm eine neue Welt. Und was ich ihm erzählte und erklärte, das trug er weiter zu seinen Genossen, so daß meine Belehrung durch diesen einzelnen Mann zu dem ganzen Kreis von Männern und Frauen drang, welcher sich abends um den Schuhmacher scharte. Am Sonntage erschienen alle pünktlich zum Gottesdienste, der dadurch auch eine wesentliche Belebung erfuhr. Da starb der erste aus diesem Kreise, ein älterer Porzellandreher. Ich stieg nach dem hochgelegenen Zuflucht hinauf, um die Leiche abzuholen. Die Häuschen sind dort so eng zusammengebaut, daß der Sarg nicht zur Tür hinausgetragen werden konnte, sondern zum Fenster herausgeschoben wurde. Schon im Hause hielt ich eine kurze Feier. Dann stiegen wir ins Tal hinab. Im Städtchen selbst schlossen sich so viele Leute an, daß auf dem Friedhofe schließlich eine große Menschenmenge beieinander war. Besonders bei der Arbeiterschaft fanden meine Worte eine recht freundliche Aufnahme. War doch für viele eine evangelische Beerdigung etwas ganz Neues. Inzwischen war ein Jahr vergangen, und meine Beziehungen zu den Zufluchtern waren immer inniger geworden. Freilich, auch meine Sorgen um meine Zukunft drückten mich immer mehr. Denn von der Einbürgerung hing meine Bestätigung im Amte ab. Daher fuhr ich einmal nach Prag und begab mich zur Statthalterei. Der Empfang war nicht gerade unfreundlich, aber auf alle Fragen antwortete man mir nur, daß ich Geduld haben müsse, da die Sache noch nicht spruchreif sei; auch fehle noch ein Zeugnis von der politischen Behörde in Kaaden. Als ich dies dem Bezirkshauptmann mitteilte, meinte dieser ärgerlich: „Es fehlt kein Zeugnis, aber die Herren wollen nicht.“ Ich wußte nun genug.

Ich beschloß, dem Böhmerlande den Rücken zu kehren und wollte gerade eine Gastpredigt in Erlbach im Vogtlande halten, da erhielt ich die Nachricht, daß ich doch noch österreichischer Staatsbürger geworden sei. Der Reichsratsabgeordnete des Kaadener Bezirkes, ein guter Freund des Statthalters, hatte sich inzwischen um meine Sache bemüht und meine Einbürgerung durchgesetzt. Nun blieb mir nichts anderes übrig, als meine Bewerbung im Sachsenlande zurückzuziehen und in Österreich zu bleiben. Freilich war ich als neubackener österreichischer Staatsbürger ein begehrter Artikel geworden. Ich wurde auch sofort in zwei böhmischen Städten zum Pfarrer gewählt. Die Wahl in Trautenau nahm ich an. Von Kaaden mußte ich mich, wenn auch mit schwerem Herzen, trennen, da Aussichten für die Erhebung zur Pfarrgemeinde überhaupt nicht vorhanden waren. Am Reformationsfest 1909 hielt ich meine Abschiedspredigt. Vorher hatte ich aber schon Abschied genommen von meinen Schülern in Klösterle, deren Zahl bei Beginn des neuen Schuljahres durch die Übertritte auf 16 gestiegen war. Aber auch den lieben neuen Glaubensgenossen in Zuflucht hatte ich bewegt die Hand gedrückt. Später aber, als ich mich in Trautenau schon längst eingelebt hatte, brachte mir der Postbote eine Karte aus Zuflucht. Geschrieben hatte sie der alte Schuhmacher, und die anderen hatten ihre Namen mit darunter gesetzt. Die Karte habe ich mir aufgehoben, und wenn sie mir wieder einmal in die Hände fällt, dann steigt vor mir die Gestalt des alten weißhaarigen Schuhmachers auf, der inzwischen längst zur ewigen Ruhe eingegangen ist, und die Erinnerung wird wieder in mir lebendig an den Jakob Böhme von Zuflucht.

Konrad Claus.

5. In memoriam.

Es kommt selten vor, daß ein Diasporapfarrer spazieren geht. Er hat so viele Amtswege, daß ihm hierfür keine Zeit übrig bleibt. Und wenn es sich doch einmal ereignete, wäre es zugleich ein geistiges Wandern durch die Vergangenheit. Denn jeder Ort, jede Gasse und jedes Haus hat seine Geschichte. Und daß es so ist, möchte ich an einem schlichten Beispiel aus meiner Gemeinde zeigen.

Ich wandere also im Geiste von Klosterneuburg nach Weidling hinüber. Mein Weg führt an dem schwarzen Kreuz vorbei, diesem Wahrzeichen der Gegenreformation. Steile Weinhänge fallen ab ins Tal. Im 1562. Jahr, „als die lutherische Kezerey hie gemain war", soll hier ein Trunkener abgestürzt sein und sich erschlagen haben. Nach dem Wortlaut der Kreuzesinschrift wurde dieser Unfall im gegenreformatorischen Sinne ausgeschrotet. Ein „trunken Bösewicht" habe ins „Bildnus" „gotlesterlich geslagen", worauf rosenfarben Blut aus dem Kreuz geflossen sei — also nicht aus den Wunden des Verunglückten, wie man vermuten möchte — und

der Teufel den Missetäter zur Strafe in den Lüften zerrissen habe. Noch heute gruselts den Leuten unterm Schwarzen Kreuz und ungern wandern sie in nächtlicher Stunde vorbei.

Sonst aber ist es ein schönes Plätzchen und gewährt weiten Ausblick zum Bisamberg, dem Ausläufer des deutschen Mittelgebirges, ins Marchfeld bis in die Karpathen und auf den Leopoldsberg, den Kahlenberg und den Hermannskogel, die sich auf der anderen Seite des Weidlinger Tales hinziehen. Oft traf ich hier den Romanschriftsteller Adam Müller-Guttenbrunn, den Erwecker des deutschen Gedankens unter den Banater Schwaben, wenn ich nach Weidling zum Religionsunterricht wanderte, und auch, wenn ich heute zum Unterricht eile, muß ich an ihn denken, weil ich ja seinen Enkeln die biblischen Geschichten erzähle.

Wir steigen Rebenhängen entlang ins Tal. Der Weg führt an einer schmucken Villa vorbei, die eine Gedenktafel trägt. Nikolaus Lenau! Vor zwei Jahrzehnten stand hier noch ein unscheinbares Häuschen inmitten eines großen verwilderten Gartens. Hier weilte gern und oft Nikolaus Lenau, der Dichter des „Savonarola" und der „Albigenser"; hier wohnte bis zum Jahre 1906 seine Nichte Katharina Mauch geborene Schurz. Sie lebte in ärmlichen Verhältnissen, war aber voll Würde, ein jeder Zoll eine Königin. Oft saß ich auf der Holzbank der Wohnstube und lauschte ihren Erinnerungen aus vergangenen Tagen oder bewunderte die Gemälde ihres Sohnes Richard Mauch. Dann trug man sie hinaus, und fünfzehn Jahre später ihren Sohn, der in München eines jähen Todes gestorben war. Sie liegen beide auf dem stimmungsvollen Weidlinger Friedhofe dicht neben Lenau, und auf ihrem Grabstein stehen die Lenau-Verse:

Auf dem harten Grund von Kiesel
hörst du nicht des Bachs Geriesel,
und belauschest traurigbang
nicht mehr Nachtigallensang;
aber auch die Stürme ziehn
unvernommen drüber hin,
und des Donners Stimme ruft
nicht hinunter in die Gruft.

Er hat etwas Lauschiges und Heimliches, der Weidlinger Friedhof. Man versteht, daß Lenau hier begraben sein wollte. Drüben auf dem Hügel im Garten des verstorbenen Universitätsprofessors Reyer wachsen die Bäume zu einem Dickicht zusammen. Es darf nichts ausgeholzt werden, um alte, liebe Erinnerungen nicht zu stören. Auch ich habe eine solche Erinnerung, und die sitzt so fest in mir, daß sie nicht zerstört werden kann, die Erinnerung an das Begräbnis der Frau Helene Reyer, der Tochter des Berliner Universitätsprofessors Riehl. Die Schlichtheit des Begräbnisses machte so tiefen Eindruck. Es war in frühester Morgenstunde. Die neugierige Menschenmenge, die sich sonst zu Begräbnissen drängt,

schlummerte noch fest. Im Garten stand ein tännerner Sarg, und zwei junge Mädchen waren bemüht, ihn mit Blumen zu schmücken. Die Vöglein sangen ein Abschiedslied, und die Morgensonne verscheuchte die Schatten des Leides und des Todes.

Weiter wandernd, steige ich den Buchberg hinan und schaue herab auf das Häuschen, in dem unser Ehrenkurator Ladislaus Hegrad wohnte. Auch er ist dahingegangen. Er gehörte zu den vierzehn Leuten des kleinen Dörfchens Weidling, die man feierte, weil sie das achtzigste Lebensjahr überschritten hatten. Ein Mann, so ganz anders, als sonst die Menschen sind! Er machte sich seine Kleider selber. Kein Handwerker kam je in sein Haus. Von Beruf war er ein Eisenbahner, wie ja die meisten in unserer Gemeinde, die sich um die evangelische Sache verdient gemacht haben, Eisenbahner waren, von dem Gründer unserer Gemeinde, Otto Koenig, an bis zu Oberinspektor Kobsa, der, als er in den Ruhestand trat, die Religionslehrerprüfung machte.

Nun bin ich auf der Höhe und überschaue beide Täler, das Weidlinger und das Kierlinger Tal, in das Klosterneuburg einen seiner langen Straßenarme reckt. Und auch da wird in mir eine Erinnerung wach. Hier wohnte der Universitätsprofessor Dr. Eugen Bormann, der Leiter der Ausgrabungen in Carnuntum, ein Schüler des Oberschulrates von Bamberg aus Gotha, eines Mitgründers des Evangelischen Bundes. Da fällt mir ein nettes Geschichtchen ein, das er erzählte, als Hofprediger D. Bernhard Rogge aus Potsdam bei uns in Klosterneuburg weilte, die Geschichte seines Eisernen Kreuzes.

Es war bei Gravelotte. Bormann stürmte mit seinen Leuten vor, merkte aber, daß sie zurückblieben und sich zu Boden warfen, weil die Franzosen immerzu schossen. Da dreht er sich um und hält mit dem Rücken gegen den Feind eine Rede, daß sie, die Nachkommen der Germanen, diese Gallier nicht zu fürchten hätten. So viel sie auch schössen, sie träfen doch nichts. Da hat ihm auch schon eine Kugel das Ohrläppchen durchbohrt. Bormann aber läßt sich nicht irremachen und ruft, das sei eine Ausnahme und die bestätige nur die Regel. Diese Geschichte sprach sich herum und brachte Bormann das Eiserne Kreuz.

Ich träfe noch auf manche liebe Erinnerung, wenn ich noch weiter durch die Straßen wanderte. Aber, wie gesagt: Zum Spazierengehen hat ein Diasporapfarrer keine Zeit.

Otto Riedel.

6. Frau Sturmpfarrer.

Ein Kranz auf das Grab von Frau Marie Ilgenstein, der ersten Pfarrfrau in der Oststeiermark.

Es war am 31. August 1903. Vor dem Bahnhof der oststeirischen Stadt Fürstenfeld, der „wackeren Grenzwacht deutscher Kultur und Sitte", hielt gegen Abend ein vornehmer Kutschwagen.

Ein junges Paar, von zwei Presbytern der jungen Gemeinde begrüßt, stieg ein. In sausender Fahrt war nach einer Minute das in der Schillerstraße gelegene, soeben fertiggewordene Pfarrhaus erreicht. Vor dem Hause stand unter anderen ein katholischer Beamter, reckte seine rechte Hand nach oben und rief begeistert: „Recht so! Bravo! Ich gratuliere!" Er gab mit diesem Glückwunsche seiner großen Freude Ausdruck, daß eine Pfarrfrau ihren Einzug in die Oststeiermark hielt. Es war die erste im Lande des Zölibats, der erzwungenen Ehelosigkeit der katholischen Geistlichen.

In dem festlich geschmückten und hellerleuchteten Pfarrhaus harrten die Gemeindeglieder in fröhlicher Spannung. Im überfüllten Gemeindesaale fand die Begrüßung der Pfarrfrau, einer Enkelin des langjährigen Vorsitzenden des Zentralvorstandes der Gustav Adolf-Stiftung, des Universitätsprofessors D. Gustav Adolf Fricke, statt. Atemlose Stille herrschte, als zwei Mädchen mit dichterischem Gruß dem jungen Ehepaare mächtige Blumensträuße überreichten. Ein Presbyter hielt eine herzliche Begrüßungsrede, die so recht die freudig-dankbare Stimmung kennzeichnete. Auch der Vikar Karl Sapper, der Sohn der gefeierten Schriftstellerin Agnes Sapper, fand herzliche Worte der Begrüßung. Nachdem wir der Gemeinde für die Aufmerksamkeiten, zu denen auch wertvolle Geschenke gehörten, gedankt hatten, wurde in gehobener Stimmung dem Allmächtigen, der solche Freude erleben ließ, mit dem gemeinsamen Gesang des Liedes: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren" gedankt.

Der 8. September 1903, ein Sonntag, brachte meine Einführung als Pfarrer, nachdem ich seit dem 28. Mai 1899 als Vikar von Graz in der Eiskellergemeinde Fürstenfeld tätig gewesen war, dazu die Einweihung des neuerbauten Pfarrhauses. Zu der feierlichen Einführung hatten sich nicht nur die Evangelischen aus Fürstenfeld selbst, sondern auch aus den fünf Predigtstellen Fehring, Feldbach, Gleichenberg, Neudau und Hartberg und aus den benachbarten deutsch-ungarischen Gemeinden eingefunden. Der Eiskellerbetsaal, so genannt, weil er über dem Eiskeller einer Brauerei gelegen war, vermochte kaum alle Festteilnehmer zu fassen. Senior Eckardt aus Graz, der Vater und verdienstvolle Gründer der Eiskellergemeinde, legte mit klaren, ernsten Worten dem Pfarrer seine Pflichten und sein Verhalten der Gemeinde gegenüber ans Herz. Er betonte auch die Aufgabe des rechten evangelischen Pfarrhauses, während er wiederum die Gemeinde an ihre Pflichten gegenüber dem Pfarrer und Pfarrhaus erinnerte. Die Festpredigt hielt der neu eingeführte Pfarrer über das Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Nachmittags fand die feierliche Einweihung des neuen Pfarrhauses statt. Senior Eckardt, der die Weiherede hielt, gab dem innigen Wunsche Ausdruck, daß das Haus eine Stätte des reichsten Segens für alle Zeiten werden möge. Ein Familienabend im Brauhaus-Saal krönte den unvergeßlichen Festtag. Er bot den Besuchern etwas ganz Neues: Musikalische Darbietungen durch die junge Pfarr-

frau und Vikar Sapper. Letzterer hielt einen Vortrag über Luther, in dem er Luther als Mönch und als Familienvater im Pfarrhause treffend gegenüberstellte. Er zeigte, welche reiche Segnungen vom evangelischen Pfarrhause auszugehen vermögen und schloß mit dem Wunsche, daß unser Pfarrhaus eine ähnliche Segensquelle werden möge. Senior Eckardt sprach über den Segen der Ehe der evangelischen Geistlichen für diese selbst und die Gemeinden. Tiefen Eindruck machte ein Erlebnis, das er von Prag, seinem früheren Arbeitsfelde, schilderte. Er wird von einem katholischen Pfarrer besucht, mit dem er befreundet war. Über dem Sofa hängen die Bilder von Pfarrer Eckardt und seiner Frau. Plötzlich unterbricht der katholische Pfarrer die Unterhaltung, faßt die beiden Bilder fest ins Auge und sagt, mit dem Finger auf sie zeigend: „Das ist das Richtige!“ Pfarrer Eckardt tut, wie wenn er nichts hörte, und fährt in der Unterhaltung fort. Nach einer Weile unterbricht der katholische Pfarrer zum zweiten Male die Unterhaltung, weist wieder auf die Bilder von Pfarrer und Frau Pfarrer Eckardt und sagt: „Das ist das Richtige!“ Eckardt schweigt wieder. Dasselbe wiederholt sich zum dritten Male. Jetzt endlich geht Pfarrer Eckardt darauf ein und fragt: „Nun, wenn Sie nicht anders wollen, was meinen Sie damit?“ Und nun schüttet der katholische Pfarrer sein bewegtes Herz aus: „Ich war einst ein glücklicher Bräutigam und dachte, mit meiner Braut glücklich zu werden. Da erkrankte meine Mutter auf den Tod. Auf dem Krankenbette gelobte sie der Maria: „Wenn ich wieder gesund werde, wird mein Sohn Geistlicher.“ Sie wird wieder gesund, und nun steht der Sohn vor der furchtbaren Entscheidung, entweder das Gelöbnis der Mutter erfüllen, oder das der Braut gegebene Wort halten. Der furchtbare Kampf zerreißt sein Herz, da er aber weiß, daß seine Mutter keine ruhige Stunde mehr haben wird, wenn ihr Gelübde nicht erfüllt wird, entschließt er sich, ins Priesterseminar einzutreten. Mit blutendem Herzen hat er das Gelübde seiner Mutter erfüllt. Mit blutendem Herzen geht er als katholischer Geistlicher, der nicht heiraten darf, seinen Lebensweg. Alle waren aufs tiefste bewegt, als Pfarrer Eckardt dies Erlebnis berichtete. Wer will den Segen ausmessen, der vom evangelischen Pfarrhause ausgegangen ist? Wieviel hervorragende Männer unseres Volkes stammen gerade aus dem evangelischen Pfarrhause! Welcher Geistliche wird am besten in Ehefragen als Seelsorger raten können? Der Geistliche, welcher die Freuden und Nöte des Familienlebens kennt, oder derjenige, der durch seine Kirche gezwungen ist, allein durchs Leben zu gehen? Wer kann in Fragen der Kindererziehung besser mitsprechen? Derjenige, welcher seine eigenen Kinder zu erziehen hat, oder derjenige, der von einem Kinde nichts wissen darf? Die Predigt, welche Luther durch sein vorbildliches Familienleben gehalten hat, ist besonders wirkungsvoll gewesen.

Ein neuer Abschnitt in der Entwicklung der evangelischen Gemeinde Fürstenfeld begann mit dem Einzug der Pfarrfrau.

Freude äußerte sich nicht bloß bei den Evangelischen, sie kam auch bei den katholischen Bürgern zum vollen Durchbruch. Bei den etwa 30 Antrittsbesuchen, die wir bei den maßgebenden katholischen Bürgern zu machen hatten, fanden wir die freundlichste Aufnahme. Bald hatte die junge Pfarrfrau die Herzen mit ihrem frisch-fröhlichen, natürlichen Wesen erobert. Sie faßte ihre Arbeit mit hingebender Liebe und entschlossenem Willen mutig an. Bald hatte sie das Vertrauen der ganzen Bevölkerung gewonnen. Immer wieder gestanden ihr die katholischen Frauen, auch diejenigen, welche sonntäglich zur Messe gingen: „Das ist bei Ihnen viel besser, als bei uns. Wir wünschten, unsere Pfarrer wären auch verheiratet.“ Bald hieß sie, um ihres frischen Wesens und ihrer raschen Gangart willen, „Frau Sturmpfarrer“. Überall erfreute sie sich großer Beliebtheit.

Die Besucher des kalten, feuchten Eiskellerbetsaales, in dem der Schwamm die Türstöcke und die Füße der Bänke zerfraß, freuten sich, daß sie am Harmonium das Amt der Organistin übernahm. Sie freuten sich, wenn die Pfarrfrau bei den Familienabenden Einzellieder sang, und sahen es besonders gern, wenn sie die Familien in den oft so engen und ungesunden Räumen aufsuchte. Die meisten Frauen und Mädchen der Gemeinde gingen ihrem Beruf in der großen k. k. Tabakfabrik nach, während die Männer in der Landwirtschaft etwa eine Mark am Tage verdienten und im Winter in der Regel ein Vierteljahr ohne Arbeit waren. Wie leuchteten die Augen der Kranken, es waren meist Lungenkranke, wenn die junge Pfarrfrau ihnen eine Erquickung brachte und zu dem warmen Händedruck freundliche, herzlich-teilnehmende Worte an sie richtete! In die eigentliche Seelsorge hat sie nicht eingegriffen. Sie hatte auch mehr die Gabe, mit älteren Frauen umzugehen, als auf die Jugend sich einzustellen. Bald fand sich das Kind der Großstadt Charlottenburg in die kleinstädtischen Verhältnisse an der ungarischen Grenze hinein. Die Anlage des Pfarrgartens war eine ihrer ersten Arbeiten. Sechs Wochen nach der Hochzeit rief mich die wirtschaftliche Notlage meiner Diasporagemeinde zu einer Vortragsreise nach Württemberg und nach dem Rheinlande. Fürstenfeld war durch die Vermittlung des Herrn D. Ludwig Schneller, des Verfassers der bekannten Palästinabücher, zum Patenkind der evangelischen Gemeinde in Köln gewählt worden. Jährlich fuhr ich damals nach Köln und berichtete über das Ergehen des steirischen Patenkindes auf den Kanzeln und in den evangelischen Vereinen. Ich durfte auch, mit einem Kollektenbüchlein und einer warmen Empfehlung von Herrn D. Schneller bewaffnet, an die größten Geldschränke in Köln klopfen. Wieviel erhebende Erfahrungen durfte ich damals in Köln sammeln! Als ich 1903 von meiner Kollektenreise zurückkam, war der Pfarrgarten angelegt. Die jungen Bäume grüßten mich, der ganze Garten war gedüngt. Mancher, der mit den Verhältnissen nicht vertraut war, gratulierte mir zu der praktischen Anlage des Pfarrgartens, ahnte aber nicht, daß

der Pfarrgarten das Werk der jungen Pfarrfrau war. Eines Erlebnisses entsinne ich mich noch, das unserm Hausgenossen, meinem Vikar Karl Sapper, der inzwischen durch seine gelehrten Bücher sich einen Namen gemacht hat, vor dem schon lange der Ehrendoktor der Theologie steht, einen roten Kopf eintrug. Meine Frau hatte den katholischen Zimmermann bestellt, der Trockenpfähle hinter dem Hause für die Wäsche anbringen sollte. Der biedere, schon bejahrte Mann — er hatte unsern Dachstuhl geliefert — meinte offenherzig: „Frau Pfarrer, Sie können Ihre Kinderwäsche vor dem Pfarrhause trocknen, unsere Pfarrer müssen sie hinter dem Pfarrhause trocknen!“ Was meine Frau für ein Gesicht machte, weiß ich nicht, der Vikar aber ergriff schleunigst die Flucht und zog sich zu seinen gelehrten Büchern zurück, die ihm besonders am Herzen lagen.

Meine Frau begleitete mich auch auf die fünf Predigtstellen, die ich im Laufe der Zeit anlegen durfte. Auch hier leuchteten die Augen, wenn „Frau Sturmpfarrer“ die Hände schüttelte, das Harmonium spielte und Lieder sang. Sie konnte sich so recht den schlichten, treuherzigen Gemütsmenschen aus Steiermark und Ungarn anpassen. Wie herrliche Stunden waren es jedesmal, wenn die Glaubensgenossen stundenweite Wege zurückgelegt hatten und nun sich der glaubensbrüderlichen Gemeinschaft, die sie so lange entbehrt hatten, von ganzer Seele freuten! Wie glücklich waren die Gemeindeglieder, und welche Befriedigung empfanden wir Pfarrersleute! Wir wurden geradezu verwöhnt durch das reiche Maß des Vertrauens und die Fülle der Liebesbeweise, die man uns bot.

Evangelische Friedhöfe besaßen wir in den Predigtstellen nicht. Wir waren auf die Gemeindefriedhöfe angewiesen. Meist verweigerte man den Evangelischen, klaren gesetzlichen Vorschriften entgegen, einen anständigen Platz in der Reihe. Man zwang uns, unsere Toten im Selbstmörderwinkel zu beerdigen.

Wie beschämend und niederdrückend war es für mich, wenn ich im Selbstmörderwinkel stehen und die Grabrede halten mußte! Wie drückte und schmerzte die empörende Behandlung die Evangelischen, wenn ihre Verwandten und Freunde in dem ungeweihten Schandwinkel beigesetzt werden mußten! Wohl achtmal mußte ich im Selbstmörderwinkel Einsegnungen vollziehen. Langwierige Kämpfe waren notwendig, bis uns ein anständiger Platz bewilligt wurde. Die großen Zeitungen traten für das Recht der Evangelischen tatkräftig ein, ja, die Stimmung der weitesten katholischen Kreise verurteilte scharf das unduldsame Vorgehen Roms. Ein Platz in der Reihe der Katholiken wurde uns zwar nicht zugestanden, aber man räumte uns schließlich einen besonderen Platz ein. Freileich nahm man uns gleichzeitig den Haupteingang und nötigte uns, durch die Nebentür den evangelischen Begräbnisplatz zu betreten.

Der Verweigerung eines anständigen Platzes auf dem Friedhof ist sogar die Entstehung der Predigtstelle Hartberg zu danken.

Am 16. April 1902 starb der Bahnbeamte Wilhelm Nawratil im 28. Lebensjahre. Der katholische Vater Tobias Nawratil, mein späterer hochverdienter Mitarbeiter, ließ den katholischen Pfarrer um einen anständigen Platz bitten. Er verweigerte ihn. Die tiefbekümmerten Eltern brachten es nicht über das Herz, ihren lieben Sohn in der Selbstmörderecke beizusetzen. Sie entschlossen sich daher, die Leiche in Graz auf dem evangelischen Friedhof zu beerdigen. (Fünfstündige Bahnfahrt.) Nach der feierlichen Einsegnung durch meinen Freund Heinrich Rochling schilderte der Vater im „Grazer Tageblatt“ am 8. Mai 1902 seine schmerzliche Erfahrung unter der Aufschrift: „Das verweigerte Begräbnis.“ Er schloß etwa mit den Worten, daß er in der Kirche nicht bleiben könne, in der er solche Lieblosigkeit erfahre, und trat aus der römischen Kirche aus.

Ich durfte ihn im Eiskellerbetsaal in die evangelische Kirche aufnehmen und bekam an ihm einen sehr eifrigen Mitarbeiter. Eines Tages fragte er mich: „Können Sie nicht einmal in Hartberg einen evangelischen Gottesdienst halten? Das wäre doch die beste Antwort auf „Das verweigerte Begräbnis“. Meine Antwort: „Natürlich bin ich dazu bereit. Stellen Sie Ihre Wohnung zur Verfügung?“ Er tat es mit Freuden. Und am 23. Mai 1902 fand der erste evangelische Gottesdienst seit 300 Jahren in Hartberg statt. Solch ein erster evangelischer Gottesdienst ist in Deutsch-Österreich für den Ort immer ein Ereignis. Auch in Hartberg erregte er großes Aufsehen. Schon das erste Mal war die Wohnung des Herrn Nawratil zu klein. So viel Evangelische aus Steiermark und Ungarn, auch Katholiken, waren erschienen. Beim zweiten, dritten und vierten Gottesdienst reichte das ganze Haus nicht zu. Wir mußten vor dem Hause, das auf einem Hügel lag, unter freiem Himmel den Gottesdienst halten.

Katholiken, welche die Predigt hörten, wunderten sich, daß der katholische Pfarrer über die Ketzer so schimpfe. „Wenn man so lebt, wie der evangelische Pfarrer predigt, kann man doch kein schlechter Mensch sein.“ Der Zorn des katholischen Dechanten war natürlich groß. Das hatte er nicht geahnt, daß seine Unduldsamkeit evangelischen Gottesdienst zur Folge haben würde. Er nötigte die Besitzerin des Hauses, Herrn Nawratil die Wohnung zu kündigen. Nur mit großer Mühe fand dieser eine neue bei zwei Damen, die den Groll des allmächtigen Pfarrers nicht fürchteten. Der Besitzer des Hotels „Zur Post“ überließ uns seinen Saal für die Gottesdienste. Und bald war Hartberg als Predigtstelle anerkannt. Wie gern denke ich an jene Gottesdienste zurück!

Die sieben Jahre in Roseggers Heimat, die ich immer als ein unverdientes Gnadengeschenk meines Gottes ansehen werde, die für meine Frau und mich eine Quelle köstlicher Erinnerungen blieben, fanden 1906 ihr Ende. Anfang Juli 1906 kehrte ich in meine Heimat Anhalt zurück.

Meine Frau war mir auch in unserer anhaltischen Landgemeinde Edderitz, später in Berlin in der Stadtmission und in Düsseldorf allezeit eine treue, tatkräftige, verständnisvolle und selbstlose Mitarbeiterin. Überall fand sie Zugang zu den Herzen und erwarb sich großes Vertrauen. Mit ganzer Hingabe und Aufopferung hat sie während des Weltkrieges sich als Leiterin einer städtischen Sammelstelle in Düsseldorf dem Liebesdienst an den Kriegerfrauen und -witwen, den Kriegerkindern und -waisen gewidmet. In ihrer schweren Leidenszeit, die sie wie eine Heldin trug, durfte sie viel, viel Liebe ernten. Eins ihrer letzten Worte war: „Ich sterbe gern, Gott wird für meine Kinder sorgen." Am 1. Mai 1924 wurde sie von Tausenden wie eine Fürstin zu Grabe geleitet. Ihre Todesanzeige trug das Wort, welches der Heiland einst der Maria von Bethanien widmete: „Sie hat getan, was sie konnte." (Marc. 14, 8.) Am Fuß des Kreuzes, das sich über ihrer Ruhestätte erhebt, steht geschrieben: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat." (Joh. 5, 4.)

Wilhelm Ilgenstein.

7. Georg Schönerer.

(Ein Kranz auf sein Grab.)

Wenn wir Veteranen der Los von Rom-Bewegung, die wir vor fast drei Jahrzehnten im ersten Feuer der Begeisterung nach Österreich kamen und uns in den Dienst der österreichischen evangelischen Landeskirche stellten, Rückschau halten auf unser Leben und Wirken, dann taucht ganz von selber in der Erinnerung aus dem Schacht der Vergangenheit die Reckengestalt eines Mannes auf, dem wir aus unserem deutschen Herzen heraus die Treue gelobten, und dessen Gedächtnis wir immerdar in Ehren halten wollen: Georg, Ritter von Schönerer.

Es war an einem warmen, sonnenlichten Maientag des Jahres 1913. Da weilte ich nach einer Fahrt durch die frühlingsfrohe Wachau, die im Schmuck ihrer blühenden Obstbäume und des frischen Grüns ihrer Wiesen und Wälder mich anmutete wie ein leuchtender Edelstein in der Krone der deutschen Heimat, da weilte ich zum erstenmal auf Schloß Rosenau. Und es waren unvergeßliche Stunden, Stunden der Selbsteinkehr und Selbstbesinnung, guter Vorsätze und heiliger Gelübde, Stunden, wo das Bewußtsein, du stehst vor einem ganzen Mann, niederdrückend und erhebend zugleich dich gleichsam mit geschlossenen Augen und mit darum desto offenerer Seele vor ihm stehen und die ganze tiefe Freude seiner Gegenwart dich auskosten ließ bis zum letzten Augenblick, bis zum letzten Händedruck, Stunden, wo alle Sorgen um dein Volk und um deines Volkes Zukunft fliehen vor der Wucht und Kraft, vor dem Selbstbewußtsein und dem Selbstvertrauen, das die starke Persönlichkeit vor dir auf dich überströmen ließ. Was wir beiden in den Stunden des Alleinseins miteinander besprochen haben, während die übrigen die Wälder von Rosenau durchschweiften, das soll für immer mein Geheimnis bleiben: es war mir, als empfinge ich erst jetzt den Ritterschlag zur Arbeit und zum Kampfe für mein Volk, es war mir wie eine etwas späte, aber immer noch nicht zu späte völkische Konfirmation, wie eine Weihe und Segnung durch die Hand eines Großen, wo ich Treue gelobte und fest und hart gehämmert wurde für die Aufgaben der Zukunft, wo ich in reichem Maße Vertrauen erntete und mir vornahm, dieses Vertrauen mir allezeit zu verdienen und mich seiner würdig zu zeigen durch ein Leben und Wirken im Sinne und Geiste dessen, der hier sein reiches Herz vor mir, dem Jungen, dem Jüngeren, dem Jünger, auftat und aus dem Schatz, aus dem Ertrag seiner großen Lebensarbeit und Lebenserfahrungen mir mitteilte. Ehe wir auseinandergingen, mußte ich mich in sein Gästebuch eintragen. Und ich schrieb die Verse hinein:

„Des großen Mannes Nähe macht mich klein
und macht mich groß. Sie macht mich klein, weil er
mir zeigt durch seines Wesens wucht'ge Größe,
wie vieles mir noch fehlt von einem Manne,
der nur für seines Volkes Größe glüht,
wie vieles ich gefehlt und unterlassen
in Kampf und Arbeit für mein deutsches Volk.
Sie macht mich groß, weil er mir Lust und Mut
und Kraft in meine junge Seele senkt,
ihm nachzueifern und es nachzuholen
in harter Pflicht, was ich bisher versäumt.
Des großen Mannes Nähe macht mich klein
und groß und dankbar, daß ich ihm gehöre
und meinem Volke bis zum letzten Hauch.
Hab' Dank, du Großer, segne meine Waffen,
und wenn ich siege, sei er dein, mein Sieg!"

Nur in Wehmut kann ich heute dieses Tages denken: Unser freigewählter Herzog und Führer, dieser beste Mann Deutschösterreichs, der wahrlich mehr, als eine bloße Parteigröße, der eine geschichtliche Persönlichkeit mit großen Verdiensten war, der alte, trotzige, unbeugsame Recke von Rosenau ist nicht mehr, seine gewaltige, donnernde Stimme ist verhallt und sein Mund verstummt. Wenn er auf der Tribüne des Redners stand, wie ein Kapitän auf der Kommandobrücke, wenn er durch die Kraft seines Geistes und die hinreißende Wucht seiner Rede und die zwingende Gewalt seiner Überzeugung alle Saiten unserer Seele mit seinen Meisterfingern schlug und bis zum letzten Worte uns im Banne und im Atem hielt, oh, da waren wir wie weiches Wachs in seinen Händen, und wenn er geendet, dann flog ihm unsere Seele zu, begeistert, grüßend, dankend, gelobend. Seine Augen, die einst so mutig, so trotzig, so herrisch, so bis in den Grund der Seelen sich einbohrend geblickt und geblitzt hatten, — und er hatte immer so rechte Siegeraugen, denen

niemand widerstehen konnte, — seine Augen sind gebrochen. Georg Schönerer ist tot. Wenn unser Volk ein dankbares Volk wäre, wenn es wie in so vielem, z. B. in seiner stammlichen und staatlichen Zerrissenschaft, nicht auch darin den alten Griechen ähnlich wäre, daß es seinen großen Männern zu Lebzeiten mit Undank lohnt, um dann nach ihrem Tode ihre Gräber zu schmücken und ihnen Denkmäler zu setzen und sie zu vergöttern und zu den Sternen zu erheben, ja wenn unser Volk zu danken verstände, dann wäre ein einziger Schrei des Schmerzes durch ganz Alldeutschland gegangen an dem Tage, da uns die Kunde kam: Georg Schönerer ist tot!

Was haben wir statt dessen gesehen? Des Lebens und des Leichtsinns bunter Tanz ging weiter, ein Fest jagte das andere, die Zeitungen leitartikelten mehr oder weniger gerecht über den großen Toten, wobei manch ein Esel dem toten Löwen noch einen Fußtritt versetzte, und nur seine wenigen Getreuen gingen mit gesenktem Haupt einher, empfanden schmerzlich die Lücke, die sein Scheiden in ihre Gefühls- und Gedankenwelt riß, und sannen nach über des Heimgegangenen Lebenswerk und Wesenswert. Ja, wo waren die Tausende, die ungezählten Scharen derer, die einst in den mehr als fünf Jahrzehnten, die er für sein deutsches Ostmarkvolk gearbeitet hatte, ihm zugejubelt haben und seine Anhänger waren? Sie haben ihn verlassen, weil er ihnen zu groß und zu hart und zu knorrig war, und weil sie ihn nicht verstanden in seiner heißen Liebe zu seinem Volk, in seiner goldenen Rücksichtslosigkeit, in seiner unbestechlichen Wahrhaftigkeit und Überzeugungstreue, und weil sie zu feige waren, als „Hochverräter" zu gelten gegenüber einem Herrschergeschlecht, das ohne Scheu in seinen Regierungsmaßnahmen und in seinen Slawisierungsbestrebungen Hochverrat übte gegen unser deutsches Volk.

Es mag wenig Männer gegeben haben in der deutschen Geschichte, die eine Zeitlang so volkstümlich gewesen sind und so umjubelt und verehrt und gefeiert worden sind und die gegen das Ende ihres Lebens zu einer so grauenvollen Einsamkeit verdammt und in einer so grauenvollen Einsamkeit gestorben sind, wie Georg Schönerer. Wahrlich, bei allen Siegen, die er errungen, bei allen Erfolgen, die er gehabt, bei aller Liebe, die er geerntet, es liegt doch eine erschütternde Tragik über seinem Leben und Sterben: Da hat er seine ganze Lebenskraft und Lebensdauer, da hat er große Opfer an Zeit und Gesundheit, an Geld und Gut an die eine Aufgabe gesetzt, seinem Ostmarkvolke das Bewußtsein seiner Zugehörigkeit zum großen, deutschen Muttervolke einzuhämmern und anzubahnen das Alldeutschland der Zukunft, an das wir glauben und auf das wir hoffen, und am Schlusse seines Lebens sah er seines Volkes furchtbaren militärischen, staatlichen, seelischen und sittlichen Zusammenbruch, sah er das stolze Bismarckreich, dessen begeisterter Künder er gewesen war, herabgesunken zu einem Sklavenreich ohne Macht und ohne Freiheit, sah er sein Volk mißleitet und verführt von volksfremden Demagogen, die keiner so glühend gehaßt und vor denen keiner so beredt gewarnt hatte, wie er. Ich habe einen seiner letzten

Briefe gelesen, den er an eine gemeinsame Freundin schreiben ließ, — es sind ergreifende, düstere Klänge, die wir da vernehmen, es ist eine an Verzweiflung grenzende Hoffnungslosigkeit, die aus seinen Zeilen spricht, er sieht sein Volk am Abgrund taumelnd und tanzend und sieht keine Rettung, keine bessere Zukunft mehr, wenn unser Volk nicht diese Führer und Verführer abschüttelt, die sein Verderben sind. Hat er zu schwarz gesehen?

In den letzten Lebensmonden war er fast erblindet; er konnte nicht mehr lesen und schreiben, er mußte sich vorlesen lassen und diktieren. Hat der Schleier, der über seinem leiblichen Auge lag, auch sein geistiges Auge verdunkelt, daß er das Licht der Hoffnung und die Auferstehungsmöglichkeit nicht mehr sah, das doch in unseren Augen und Seelen brennt, in einem reinen, heiligen Feuer?

Genug, traurige Tage und schaurige Nächte, das ist der Ausklang eines stolzen, tatenreichen und bei allen Mißerfolgen reichgesegneten Lebens; die Einsamkeit, die grenzenlose Verlassenheit breitete ihre nachtdunkeln Flügel über seine Seele, daß kalte Schauer sie schüttelten und daß sie starb, noch ehe der Leib gestorben war, starb in Hoffnungslosigkeit und dumpfem Leid um sein armes, unglückliches Volk. Ja, eine erschütternde Tragik ist es, die seinen Sarg umwittert, eine Tragik, die uns ihn nur noch heißer lieben und nur noch treuer sein Vermächtnis uns erfüllen heißt.

Was ist sein Vermächtnis? Ich will es mit einem Wort ausdrücken: der Kampf! Er war ein Kämpfer. Der Kampf ist des Mannes Lebenselement. Ohne Kampf kein Leben, kein Aufschwung, kein Sieg! Aber es muß ein Kampf sein für ideale, ewige Güter, und es muß ein Kampf sein gegen Feinde, die den Siegeszug dieser idealen, ewigen Güter hemmen und hindern wollen.

So hat es Georg Schönerer gehalten. Was ihn zum Kampf trieb, war die Liebe zu seinem Volke. Was er durch seinen Kampf erreichen wollte, war ein einiges, mächtiges Alldeutschland von den Alpen bis zum Meer, und gegen wen er kämpfte, das waren dieselben, die den Gedanken Alldeutschlands bekämpften. Als ein deutscher Mann war er ein Feind des Internationalismus, war er ein Feind des Judentums, war er ein Feind Roms, ward er der Erwecker des völkischen Lebens in Österreich, ward er der Schöpfer der Los von Rom-Bewegung. Und der Kampf schafft Feinde. Georg Schönerer hat der Feinde unzählige gehabt. Er hat sie nie gefürchtet. Sie haben ihn nie auch nur einen Schritt abzudrängen vermocht von dem Wege, den er als den richtigen erkannt hatte. Er hat seinem Volke nie geschmeichelt. Er war kein Volkstribun, er war ein Volkserzieher, und Erzieher müssen mitunter hart sein. So ist er oft hart gewesen, und seine Härte hat viele abgestoßen. Sie hat aber auch viele angezogen und bei ihm festgehalten, die Holz von seinem Holze waren und die da wissen: Mit Glacéhandschuhen kann man keinen Augiasstall ausmisten, und das Schwert gehört in eine harte, schwielige Hand. So waren seine Worte oft scharf wie ein Schwert, aber sie haben immer gewirkt, denn sie waren aus der Tiefe eines heißen, liebenden

Herzens geboren, und Funken von der in ihm lodernden Glut sprangen über auf die Tausende, die zu seinen Füßen saßen und zu ihm aufschauten als zu einer geborenen Führer- und Herrschernatur, als zu einem Volksmann im besten Sinne des Wortes.

In den letzten Jahren hat er nicht mehr geredet. Seine große Rede bei der Leipziger-Feier in Wien im Jahre 1913 war sein Schwanengesang. Und doch wird sein Wort weiterleben in seinem Ostmarkvolk, und die darin niedergelegte Weisheit wird ihre Früchte tragen, ähnlich wie Bismarcks Reden, wie „Bismarcks Gedanken und Erinnerungen".

Er war ein Anwalt, ein Jünger Bismarcks: er hat ihm, dem gehaßten Feinde von 1866, die Herzen Deutsch-Österreichs erschlossen und gewonnen, für immer gewonnen.

Nach seinem letzten Willen ruht er in der Nähe des großen Kanzlers, und die Bäume des Sachsenwaldes rauschen ihre Grüße auch über Georg Schönerers Gruft. Seine Ruhestätte soll uns heilig sein, als die eines großen Toten, als die eines treuen Dieners seines deutschen Volkes, und indem wir sie im Geiste grüßen, wollen wir geloben, Kämpfer zu sein, treue Söhne unseres Volkes zu sein und nicht zu rasten, bis sein und unser Ziel erreicht ist: „Alldeutschland!"

Ludwig Mahnert.

8. Dr. Titta und sein Trebnitz.

Wie sie in stiller Stunde vor dem rückschauenden Blick doch alle wieder Leben und Leuchtkraft gewinnen —: die Bilder und Gestalten vergangener Tage! Und ins hellste Licht treten die Erlebnisse aus der Zeit der „ersten Liebe" zum Amt, der ersten Gemeinde, im kleinen Sprachgrenzörtchen Trebnitz im Modeltal gelegen, dem „Dornröschen des Mittelgebirges" wie es der Dichter Ohorn genannt hat. — Kaum 150 Seelen im Ort und der lieblichen Umgebung — da konnte man wohl bald mit jeder Familie vertraut werden, wußte um ihre Geschicke, kannte ihre Freuden und Leiden, fand auch Zeit zu engerer Fühlung mit so manchem der vielen Besucher, die in der schönen Jahreszeit zum Teil aus weiter Ferne kamen, nicht bloß angelockt von der schönen Gegend, sondern auch um des Mannes willen, der Trebnitz in den Sudetenländern und im Deutschen Reiche weithin bekanntgemacht, des Arztes Dr. Titta, des Begründers und langjährigen Obmannes der deutschen evangelischen Gemeinde, des zähen Verteidigers deutscher Scholle auf national heißumstrittenem Boden, des Schöpfers und langjährigen Führers des „deutschen Volksrates für Böhmen". — —

Es mag für ihn, da er im Jahre 1889 als 26jähriger junger Arzt in Trebnitz sich niedergelassen hatte, nicht gerade ermutigend gewesen sein, als die ersten Patienten sich durch ein Hinterpförtchen zu ihm ins Haus schlichen, um von den Tschechen nicht gesehen zu werden. So mutlos waren die Deutschen dort geworden!

— Doch Dr. Titta war nicht von denen, die gleich die Flinte ins Korn werfen. Er verstand es, die fast erloschene Flamme völkischen Bewußtseins wieder zu entfachen, schuf den Verein „Germania" als Sammel- und Kristallisationspunkt der deutschen Bestrebungen, wandelte schon bestehende national geschlechtslose Körperschaften und Vereine in rein deutsche um, gründete mit Hilfe der großen deutschen Schutzvereine Schulen und Kindergärten im Ort und der Umgebung, eine deutsche Sparkasse, eine deutsche Ein- und Verkaufsgenossenschaft und rief in der Überzeugung, daß der Protestantismus der zuverlässigste Hort deutschen Volkstums sei, daß deutscher Geist im evangelischen Geist erst seine Vollendung finde, 1899 die evangelische Gemeinde ins Leben. —

Als ich 1906 nach Trebnitz kam, war die schöne Kirche, „das Schmuckkästchen unter den evangelischen Kirchen Böhmens", wie Dr. Dibelius sie genannt, schon vier Jahre alt, und auch der Berg von Sorgen, die ihr Bau über die junge Gemeinde gebracht, dank treuer Gustav Adolf-Vereins-Hilfe schon zum guten Teile abgetragen. Dagegen war die Hoffnung, die man an ihre Errichtung geknüpft hatte, den größten Teil der deutschen Bevölkerung für das Evangelium gewinnen zu können, nicht in Erfüllung gegangen. Nur langsam wuchs das kleine Häuflein Evangelischer. — Um so mehr mußte die Leitung der Predigtstelle bemüht sein, einen Rückhalt zu suchen an der benachbarten, früher schon einmal von Trebnitz aus bedienten Predigtstation Lobositz. Denn nur mit dieser und womöglich noch mit der Predigtstation Praskowitz an der Elbe vereint, konnte Trebnitz daran denken, die Erhebung zu einer selbständigen Gemeinde zu erreichen. Das war auch der Wunsch des Evangelischen Bundes, bzw. des Sächsischen Hilfsausschusses, insbesondere seines Obmannes, des Geh. Kirchenrates D. Meyer in Zwickau, dem Trebnitz unter den Pfleglingen des Sächsischen Hilfsausschusses besonders am Herzen lag. (NB.: Der Plan war seiner Verwirklichung schon sehr nahegerückt, als der Krieg kam und sein Zustandekommen vereitelte.) Da fällt mir ein, was mir von der ersten Begegnung Superintendent Meyers mit Dr. Titta erzählt ward:

Es war im Vorfrühling 1899, bei einer Versammlung in Dresden, wohin Dr. Titta mit einigen Getreuen aus Trebnitz gekommen war, um sich von Superintendent D. Meyer Aufklärung und Zusicherung finanzieller Hilfe für die geplante Gemeindegründung zu erbitten. D. Meyer hat es gleich gemerkt, daß er in Dr. Titta keinen Alltagsmenschen vor sich habe und vermeinte den Trebnitzern und ihrem Führer keine wirksamere Ermunterung mitgeben zu können, als die Kunde: „Ich werde Ihnen gleich einen Vikar mitgeben." Darauf Dr. Titta etwas schüchtern: „Wir sind ja bisher noch nicht übergetreten." — „Ach so! . . . Also nächstens!" —

Ich persönlich werde immer dafür dankbar bleiben, daß ich als Vikar von Trebnitz Gelegenheit zu persönlicher Fühlung mit Geheimrat D. Meyer bekam und zu meiner dankbaren Freude er-

fahren durfte, wie seine Fürsorge sich nicht bloß auf die Pflegegemeinden an sich erstreckte, sondern wie dieser geistig so hervorragende, mit Arbeit überlastete Mann immer noch soviel Zeit und Liebe übrig hatte, auch die persönlichen und familiären Verhältnisse seiner „Bundesvikare" auf teilnehmendem, treusorgendem Herzen zu tragen. — Als ich ihm schrieb, daß ich bei einem Gehalt von K 200 monatlich wohl kaum imstande sein werde, einen eigenen Hausstand zu gründen und anfrug, ob eine Zulage von K 400 jährlich möglich wäre, kam die ebenso erfreuliche wie lakonische Karte zurück: „Heiraten Sie! Zulage bewilligt. Mit herzlichem Gruß Ihr D. Meyer."

Welche Fülle geistiger Anregung und Erhebung und welche Herzstärkung nahmen wir jungen Vikare immer mit heim von den Zusammenkünften im „Alten Rathaus" in Teplitz oder auf der Wilhelmshöhe bei Graupen, wohin uns Geheimer Rat Meyer — auf der Rückreise von seinem Karlsbader Kuraufenthalt begriffen — zu einer Art Generalmusterung und -berichterstattung einzuladen pflegte. Aber nicht bloß wir Vikare und die Obmänner und führenden Leute unserer Gemeinden wie ein Dr. Titta, die Brüder Rießner (Turn) u. a. m., auch so schlichte Menschen wie die Trebnitzer Gefolgsmannen Dr. Tittas, die Superintendent Meyer kennengelernt, haben einen unauslöschlichen Eindruck von dieser Luthernatur empfangen. Und als in den Nachmittagsstunden des 23. August 1911 die schwarze Fahne auf der Trebnitzer Kirche gehißt wurde und eilends sich die Trauerkunde verbreitete: „Superintendent Meyer tot!", da glänzten in manchem Auge Tränen. — Wir Bundespfarrer und -vikare aber, als wir drei Tage später in Zwickau an seinem Grabe standen, wir empfanden alle tief, was einer der unseren in einem ergreifenden Gedicht gesungen: „Was läuten die Glocken von St. Marien ... den Vater, den Vater senken sie uns ins Grab." — —

Doch nun zurück zur kleinen Schar der Trebnitzer Evangelischen. Zu ihrer Ehre darf es gesagt werden, daß sie die Kerntruppe bildeten im nationalen Kampf und die bewährtesten Mithelfer stellten für die völkische Schutzarbeit Dr. Tittas. Im Vordergrunde dieser stand die Erhaltung und der Ausbau der deutschen Schulen und Kindergärten, insbesondere der deutschen Wirtschaftsschule für Mädchen und der 4-klassigen Privat-Knabenbürgerschule. Neben der werktätigen Hilfe, die Deutsch-Trebnitz stets in reichem Maße erfuhr, fehlte auch die moralische Hilfe, die geistige Stärkung nicht. Interessante Persönlichkeiten tauchen vor meinem Blick auf, die damals vor allem aus dem Deutschen Reiche herüberkamen, um Dr. Titta damit zu bekunden: „Nur getrost, wir wissen deine Arbeit zu würdigen, wir stehen hinter dir!" —: Journalisten, Politiker, aber auch Schriftsteller, Künstler, Gelehrte, Kirchenmänner. Mit unverhohlener Freude begrüßten sie, was zähe, zielbewußte Arbeit da geschaffen; am hellsten aber leuchtete so manches Auge, wenn es die stattliche Kirche sah, droben auf der Höhe, mit der

in Goldbuchstaben weithin prangenden Inschrift über dem Portal: „Ein' feste Burg ist unser Gott." — —

„Ist denn Prag so nahe?", so fragte einmal ein mit der Geographie Böhmens weniger vertrauter reichsdeutscher Gast, als er die vielen bunten Mützen und Bänder der Studenten sah, die sich um den Mittagstisch im „Deutschen Hause" sammelten. Er wurde dahin aufgeklärt, daß es sich nicht etwa um eine Spritzfahrt Prager Hochschüler handle, sondern daß es Studenten auch aus Wien, Dresden und Karlsruhe seien, welche die Hauptferien, ja, manche ein volles Semester hier zubrächten, um in der Kanzlei des deutschen Volksrates mit tätig zu sein und in die mannigfachen Aufgaben deutscher Schutzarbeit eingeführt zu werden. Dafür war allerdings Trebnitz der rechte Ort. Hier konnten sie erfahren, wie hart manchmal um ein einzelnes Haus gekämpft werden mußte, das die nationalen Gegner mit aller Gewalt in ihren Besitz zu bringen suchen oder um ein einzelnes Kind aus national gemischter Ehe. Es hat schon seinerzeit viele Deutsche gegeben, die verächtlich auf solche nationale Kleinarbeit schauten, für welche Trebnitz der Vorort war; aber als in der hohen Politik die Männer, die ihre Überzeugung nicht um persönlicher Vorteile willen preisgaben, die ihren Ehrenschild blank erhielten, immer rarer geworden waren, da wandten sich vieler Blicke auf den Landarzt, von dem das eine feststand, daß er nie das Seine gesucht, der für politisches Gezänk nicht zu haben war, der bei seiner Arbeit im kleinen Kreise wie auf dem weiten Feld des deutschen Volksrates der Losung lebte: „Arbeit frißt sich durch wie Rost." — —

„Er soll ins Ministerium eintreten, soll unser Landsmannminister werden!" — Er hat es nicht getan, um, wie er bei seinem 60. Geburtstag sagte, sich der eigentlichen nationalen Arbeit zu erhalten. Die Feier seines 60. Geburtstages im Jänner 1923 wird niemand vergessen, der sie miterlebt hat — diese Feier, in der soviel verehrungsvolle Liebe und Dankbarkeit den zum Greis gewordenen Mann umgaben, und über der zugleich viel Wehmut ausgebreitet lag, quellend aus dem Gedanken an seine persönlichen Geschicke und aus der Befürchtung, daß seine Tage wohl gezählt sein dürften. Sein Exil in Dresden, seine Verhaftung, die wie durch ein Wunder erfolgte Rettung vor dem Hingemordetwerden durch einen fanatischen tschechischen Volkshaufen, seine Haft in Theresienstadt und Prag, das alles lag ja nun schon Jahre zurück. Aber der Blick auf seine Frau, die aus dem schweren Erleben jener Zeit eine dauernde Trübung ihres Geistes davongetragen, und die Beobachtung, daß er selbst, wenn auch innerlich ungebrochen, doch physisch verbraucht sei, ließen keine Festesfreude aufkommen. Um so tiefer gruben sich seine Worte in die Sinne und Herzen, mit denen er in seiner gewohnten bescheidenen Art von seinen Zielen sprach, in so recht abgeklärter Weise der trüben Erfahrungen gedachte und liebevoll seiner Freunde und Mithelfer ... die Worte waren sein Testament. Denn kein volles halbes Jahr später stand die

gleiche Versammlung, noch um etliche gemehrt, in der evangelischen Kirche an seinem Sarge.

Wenn diese Schilderung vornehmlich bei Dr. Titta verweilte, so geschah es, weil er selbst mir zum Erlebnis geworden ist, ein Mann, der deutsch war im Sinne des Richard Wagner-Wortes: „Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun", — einer, der uns das „Arbeiten und nicht verzweifeln" vorgelebt, ein Träger jenes heldischen Sinnes, wie ihn am reinsten und höchsten die deutschen Frontkämpfer der letzten Kriegsjahre verkörperten, die ihr Leben hingaben, wissend, daß ihr Opfer menschlich gesprochen — umsonst sei. — —

Und was das Beste an ihm war, daran gemahnte ergreifend das Lied, in das die Trauerfeier ausklang: „Ich kenn' ein' hellen Edelstein... das treue deutsche Herz."

Felix Reimann.

9. Dichterglaube.

Peter Rosegger ist bekanntlich selbst katholisch geblieben. Er hat sich aber herzlich gefreut, als von seinen fünf Kindern eins nach dem andern zur evangelischen Kirche übergetreten ist. Sie sind alle in der Heilandskirche zu Mürzzuschlag von mir aufgenommen worden. Nach der Aufnahme des jüngsten machten wir einen Spaziergang. Plötzlich blieb er stehen und sagte: „So, nun sind also alle meine Kinder übergetreten. Nun mache ich eine Wallfahrt nach Mariazell und danke der Maria dafür, daß sie evangelisch geworden sind." Etwas erstaunt fragte ich: „Glauben Sie denn, daß Maria eine Freude darüber hat?" „Selbstverständlich!" erwiderte er. „Sie ist doch selbst auch gut evangelisch gewesen."

Ein andermal sprach ich mit ihm über das Papsttum und drückte ihm meine Verwunderung darüber aus, daß er an der Gewaltherrschaft des Papsttums und an der Lehre von der Unfehlbarkeit nicht mehr Anstoß nehme. Darauf meinte er, das Papsttum habe doch auch seine guten Seiten. Es sei doch eigentlich eine recht demokratische Einrichtung. Papst könne ja jeder steierische Bauernbub werden, der Theologie studiere, Kaplan werde, Pfarrer, Bischof, Kardinal und endlich Papst. Und ein unfehlbarer Papst könne die Kirche viel leichter reformieren, als eine vielköpfige Kirchenversammlung. Er brauche sich nur auf seinen Stuhl Petri zu setzen und zu erklären: Kraft meiner Unfehlbarkeit erkläre ich, daß ich nicht unfehlbar bin, und daß die und die Irrtümer abgeschafft werden. Als ich sagte, ein solcher Papst komme eben nie, und wenn je, so würden die Jesuiten sehr schnell für seine Beseitigung sorgen, da meinte er, das könne schon sein, aber es sei doch sehr schön, sich eine solche Reformation der katholischen Kirche auszumalen.

Adolf Kappus.

10. Aus Briefen Peter Roseggers.

Diese Briefe geben einen guten Einblick in des Dichters Glaubensleben und in sein Verhältnis zu den Kirchen. Der erste ist geschrieben vier Wochen, nachdem er seinen bekannten Aufruf um Bausteine zum Bau einer evangelischen Kirche in der Waldheimat veröffentlicht hatte.

Graz, 28. Januar 1900.

Nur zu so! Möge der Goldstrom lange nicht versiegen! So goldgierig war ich noch nie, als jetzt.

Die klerikalen Angriffe machen mir nichts. Hingegen macht sich eine andere Plage fühlbar, nämlich die Proselytenmacherei aus protestantischen Ländern. Jeder Tag bringt Briefe, in denen ich gebeten, ermahnt, beschworen werde, formell überzutreten. Für die Heilandskirche zu sammeln, ohne amtlich überzutreten, erscheint manchem als ein Unding. Man glaubt, ich wolle es mir mit keiner Partei verderben, während ich es mir doch offenbar mit allen verderbe.

Nun, das wußte ich im voraus. Was ich tue, das tue ich aus einer inneren Naturnotwendigkeit, niemandem zu Trotz und niemandem zulieb, als dem Heilande. Ich will vor allem nur und nichts als Christ sein, das erkläre und bekenne ich vor aller Welt nicht mit Worten allein, je nach meiner schwachen Kraft auch im Leben und Wirken. Der kirchliche Kultus kommt erst in zweiter Linie. Ich habe das Bedürfnis nach ihm und suche ihn, wo ich ihn finden kann, und deute mir ihn so, daß er mit dem Evangelium im Einklang steht, unter menschlicher Auffassung.

Zwischen den einzelnen christlichen Bekenntnissen will ich keine scharfen Grenzen gezogen wissen, das Reich Gottes hat viele Provinzen. Dieser Grundsatz würde durch den Übertritt erschüttert werden. Käme ich heute erst zum Christentum, so würde ich sicher in die protestantische Provinz einwandern. Da ich aber von Haus aus der katholischen Provinz angehöre, so nehme ich von dieser, was nach meiner Überzeugung mit dem Evangelium übereinstimmt, das übrige lehne ich ab. Was ich annehme und was ich ablehne, das ist in meinen Schriften unzählige Male gesagt worden. Wenn mich dieses öffentlichen Bekenntnisses wegen die katholische Kirche nicht ausschließt, wenn sie mich trotz meiner Bestrebungen für die evangelische Heilandskirche als Katholik gelten läßt, so spricht diese Weitherzigkeit für sie. Solange ich innerhalb der katholischen Kirche evangelischer Christ sein kann, ist für mich also kein Grund „auszutreten". Andere Gründe für den Aus- und Übertritt, nationale, soziale usw. dünken mich zu weltlich, als daß ich sie ohne zwingende Veränderung mit dem religiösen Motive verquicken möchte. Das Christentum ist international als solches, schließt aber freilich den Nationalismus nicht

aus, nur behandelt es ihn als weltliche Angelegenheit. Vielleicht würde Christus heute sagen: „Gebet der Menschheit, was der Menschheit ist, und eurem Volke, was des Volkes ist.“ — Nun, das führt ins Weite, ich wollte Ihnen nur meinen Standpunkt klarlegen, weiß aber nicht, ob es mir gelungen ist. Betrachten Sie mich als einen evangelischen Christen der Gesinnung nach und verübeln es einem Poeten nicht, wenn er manchem stimmungsvollen Kultus der katholischen Kirche, besonders der Verehrung „unserer lieben Frau“ sein Herz nicht ganz versagen kann.

Mit treuem Gruß

Ihr Peter Rosegger.

Graz, 11. Juli 1900.

Es ist nach meiner Meinung christlich klug, auch bei der Ausstattung der Kirche den Geschmack und der Neigung des Volkes, soweit als nach evangelischem Prinzipe nur immer möglich, entgegenzukommen. Und wenn Sie mir als einem Kenner dieses Volkes und als einem, der sich so von Herzen für die neue Kirche einsetzte, ein Wort freistellen, so ist mein Rat: Geben Sie dem Tische die Form eines Altars, etwa ähnlich, wie beifolgende Skizze zeigt, oder auch anders, wie es eben zum Bau paßt. Viel halte ich auf die zwölf Kerzenleuchter, die zwölf Apostel versinnbildlichend, bei besonderen Gelegenheiten anzuzünden. Zum gewöhnlichen Sonntagsgottesdienste sind sechs Lichter genug, aber auch nicht zuviel. Im Sommer werden Blumen und Rosen ein übriges tun. Und dann das Marienbild! Es dürfte Ihnen wahrscheinlich passen, ein solches evangelisches Altarbild zu wählen, auf welchem die Mutter Jesu als dazugehörig vorhanden ist, z. B. die Geburt Jesu oder der Kreuzestod mit Maria und Johannes. Sie mögen nur die Art der Marienverehrung in der katholischen Kirche nicht, mit der Verehrung an sich sind Sie doch gewiß auch einverstanden. So hätten Sie jetzt Gelegenheit, unserem Volke zu zeigen, wie man Maria die Mutter in christlich-germanischem Sinne verehrt. Sie lassen an gutem Platz ein liebliches Marienbild aufstellen und manchmal mit frischen Blumen bekränzen. Und wenn die Gemeinde manchmal ein altes Marienlied singt zu Ehren derjenigen, die uns den Heiland gebracht hat, so könnte das unmöglich antievangelisch sein, wohl aber in der katholischen Bevölkerung eine große Sympathie für diese Kirche erwecken. Sie, verehrter Herr Pfarrer, sind ja durchaus nicht Protestant in dem Sinne, daß alles vermieden werden müsse, was die katholische Kirche hat, nur das Verwerfliche verwerfen Sie, das Gute und Schöne behalten Sie bei, so habe ich's aus Ihren schönen Predigten herausgehört.

Also einen Altar und ein Marienbild. Bei diesem Wunsch fühle ich mich eins wohl mit den meisten evangelischen Gemeinden und Geistlichen der Steiermark. Wenigstens hat mir jeder evangelische Geistliche, mit dem ich darüber sprach, beigegeben, daß ein Marienbild durchaus nichts Antievangelisches hat. Die Marienanbetung im Volke kann nur ausgerottet werden durch eine schöne, schlichte Marienverehrung, die sich ja nur auf gewisse Gelegenheiten zu beschränken hat. Ich glaube, Maria kann auch den Evangelischen „gnadenreich“ sein, insofern sie ihnen manche Menschenseele zuführt. Zudem, der Frauengedanke ist ja so recht germanisch. Nur richtig zum Ausdruck kommen muß er.

Ich kann noch nicht recht schnaufen, hoffe aber, bis Freitag soweit in Ordnung zu sein.

Auf Wiedersehen!

Ihr Peter Rosegger.

Graz, 14. November 1900
(vor der Einweihung der Kirche).

... Und dann noch eine ernste, inständige Bitte: Nämlich, daß jegliche Ehrung für mich unterlassen werde. Es würde mir alle Stimmung verderben. Höchstens würde ich dankbar sein für einen Sitzplatz in der Kirche zu diesem Feste. Wenn ich für diese Kirche etwas getan habe, so möchte ich mir dafür nur die Erlaubnis erbitten, manchmal das Evangelium hören zu dürfen, das in dieser Kirche verkündigt werden wird ...

Graz, 14. Dezember 1901.

Es ist mir ein Herzensverlangen, manchmal mit christlich gesinnten Menschen über Religion zu sprechen, und doch scheint das nicht zu taugen. Je mehr man einen Pfahl versucht, wie fest er steht, desto lockerer wird er. Nach meiner Meinung ist die Kritik in der Religion wohl für die Wissenschaft gut, die Religion selbst aber leidet darunter. Sie kann auch in kein System gebracht werden. Die Jugend hat einen anderen „Glauben“ als das Alter, die Frau einen anderen als der Mann, der Reiche einen anderen als der Arme. So ist es vielleicht doch gut, daß auch Christus viele Seiten hat, von denen er jedem die entsprechende Seite zuwendet. Aber ein unverrückbarer Mittelpunkt muß doch sein: die Hoheit Christi über alle anderen Menschen, die Göttlichkeit. Ob er „unbefleckt empfangen“, leiblich „vom Tode auferstanden“, das dünkt mir Nebensache. Das sind Ranken, die die dichtende Menschheit um ihren Liebling gewoben, und eine Kirche, die das ernst nimmt, nehmen wir nicht ernst. Christus, ein Übermensch im ethischen Sinne, der einzig Auserwählte Gottes, der uns den Vater weist und der in uns Wunder wirkt, der uns erlöst und zum ewigen Leben bewahrt, wenn wir ihm vertrauen.

In diesen Punkten, dächte ich, müsse es Einheit geben unter allen, die in religiösem Sinn dem Christentum angehören. Die Theologen müssen sich hüten, darüber zu streiten, wenn sie das Religiöse im Christentum nicht auflösen wollen. Es kann sich ja

nicht allein um „historische“ Dinge, um „Wahrheit“ wissenschaftlich genommen, nicht allein um Moral und Sittenlehre handeln. Das kann man überall haben. Die Menschheit dünkt mich, verlangt heute wieder nach Religion, nach etwas, was sie nicht versteht, nur ahnen kann, ein heiliges Dunkel, in das sie ihre Wünsche legt, wie der Landmann das Samenkorn in die dunkle Erde. Das, ein solches außerirdisches Reich ist's, nach dem so viele von uns sich jetzt wieder sehnen. Wenn der Evangelismus auf Mystik verzichten zu können glaubt, so verzichtet er auf das, was man (im Gegensatz zu anderen Geistes- und Gemütsbereichen) unter Religion versteht. Er verzichtet damit vielleicht nur auf einen imaginären Wert, aber er verzichtet auf einen großen Teil warmherziger Menschen. Ich für meine Person finde im Evangelium Mystik, mehr als mir lieb ist, möchte sie aber nicht missen, so daß mir das Johannesevangelium allmählich das liebste wird.

Im übrigen kennen Sie ja meinen kirchlichen Standpunkt. Was die Tugend der Ehelosigkeit angeht, möchte ich dem Standpunkt der Kirche nur insofern recht geben, als es gerade für Priester, die eine Familie schwer ernähren können oder über dieselbe ihre Seelsorgepflichten in der Gemeinde vernachlässigen würden, eine Tugend ist, ledig zu bleiben. Ob dieses Opfer, das sie der Gemeinde bringen, nicht doch einen ethischen Wert hat? Ich will mir nur insofern etwas Askese auferlegen, als ich in Zukunft das viele Reden über Unsagbares lassen möchte in solchen Kreisen wie gestern. Mit Ihnen, Herr Pfarrer, dessen Entgegnungen mich stets fördern, über Religion zu sprechen, möchte sich freilich nicht ganz nehmen lassen

Ihr ergebener Peter Rosegger.

Graz, 14. Dezember 1902.

Die Marienpredigt Luthers, die ich heute gelesen, könnte mit einigen Kürzungen ganz gut in Mariazell gehalten werden. Selbst „das Mensch“ würden die steirischen Bauern sich gefallen lassen, weil sie ja unter diesem Ausdruck gar nichts anderes als ein Mädchen, eine Jungfrau verstehen . . .

Bei Luther tun einem die stahlharten Gedanken wohl. Das Theologisieren und Dogmatisieren wird bei ihm menschlich gemacht. Das greift in die Leidenschaften und trifft gar oft etwas in uns, das verborgen war, und dessen Vorhandensein wir erst inne werden, da es getroffen gleichsam aufzuckt. Solche verborgenen Dinge mögen wohl manche in uns ruhen, die erst nur von außen geweckt werden können.

Aber in mir regt sich's nicht immer, ich bin abgespannt, spreche schwer und schreibe schlecht. Das wird wohl schon das Alter sein oder die seit nahezu 50 Jahren ununterbrochene Skribifaxerei, die endlich doch müde und satt macht . . .

Mitgeteilt von Adolf Kappus.

11. Ein Held des Wortes und der Feder.

Einer hat neben uns und mit uns gearbeitet, der vielleicht von sich mit Paulus hätte sagen können: Ich habe mehr gearbeitet als sie alle. Treu in der Pflege seiner Gemeinden, hervorragend als Prediger, unermüdet als vielbegehrter Redner in Versammlungen — auch in stürmischen —, bienenfleißig als Schriftsteller und Mitarbeiter an Tageszeitungen und evangelischen Zeitschriften, von staunenswerter Gelehrsamkeit — das war unser Lic. Dr. Ottmar Hegemann. Wenn er noch unter uns weilte, so könnte er allein einen Band mit seinen Erinnerungen füllen. So sei ihm denn ein besonderes Blatt geweiht.

Die Jugend unseres Hegemann wurde durch schwere Erlebnisse in der Familie umdüstert. Möglich, daß das Grüblerische in ihm, das ihn oft Welt und Leben schwer nehmen ließ, ein schwerblütiger Ernst, der nur selten unbefangener Fröhlichkeit wich, auf diese Jugendeindrücke zurückgeht. Die mit gewissenhaftester Gründlichkeit gepflegten akademischen Studien ließen ihn zu einem Schüler der „modernen Theologie“ werden; noch nachdem er mehrere Jahre als Vikar im Dienste der badischen Landeskirche gearbeitet hatte, unterbrach er seine amtliche Arbeit, um nochmals in Berlin zu Füßen Harnacks zu sitzen. Wie es sich übrigens unter uns eigentlich ganz von selbst verstand, verkehrte er brüderlich und freundschaftlich auch mit solchen Amtsbrüdern, die etwa z. B. ein bekenntnisgläubigstes Luthertum nach Art der nordamerikanischen Missourisynode vertraten.

Der Aufruf D. Meyers, der die ersten „Los von Rom-Vikare“ suchte, traf ihn, den schon Dreißigjährigen, im Pfarrdienste Bewährten, sofort bereit. Sein erstes Arbeitsfeld bildete die Gemeinde Haida, wo er aus Alt-Evangelischen und Neuübergetretenen eine Gemeinde bildete, neue Anfänge in der Diaspora pflegte und großzog, und, im Verein mit einem mustergültig treuen Presbyterium, den Bau der schönen Heilandskirche durchführte. 1904 vertauschte er diese Gemeinde mit dem Pfarramt in Laibach. Fand er hier, am Schnittpunkt germanischer, romanischer und slawischer Kultur, am Weg nach Italien und vor der Pforte des Morgenlandes auch eine Fülle reicher Anregungen; bot ihm Natur, Kunst, Geschichte und religiöse Kultur hier im Süden, so nahe der Adria, reichsten Stoff, so konnte er sich doch auf die Dauer in Laibach nicht heimisch fühlen. Das Deutschtum in Laibach glich schon in Vorkriegszeiten einer abbröckelnden Hallig im Weltmeer. Wer nicht bleiben mußte, suchte deutsches Land auf, die Verbleibenden kriegten es aus Gründen „deutscher Einigkeit“ mit der Angst vor der Los von Rom-Bewegung. Einige Male wäre wohl auch Gelegenheit gewesen, der glänzenden Begabung Hegemanns innerhalb Österreichs ein Arbeitsfeld zu geben, auf dem sie sich hätte auswirken können. Aber ängstliche Presbyterien scheuten sich vor solchen, die sich nach der Meinung braver Spießbürger zu weit vorgewagt hatten, und als

Hegemann Fühler wegen Übernahme oder Rückübernahme in den Dienst reichsdeutscher Landeskirchen auszutreiben begann, hieß es: zu alt! So mußte er in dem „vergifteten Süden" aushalten.

Zahllos waren die Versammlungen, in denen Hegemann sprach. Dabei verfügte er keineswegs über diejenigen Eigenschaften, die den wirksamen Volksredner abgeben: er hatte keineswegs das tönende, vollklingende Organ, noch liebte er prunkende Redensarten oder Späßchen oder Witzchen. Dagegen war seiner unerschütterlichen Sachlichkeit und seiner eisernen unerbittlichen Folgenstrenge einfach nicht beizukommen. Wenn es hieß: Hegemann redet, wurden die Gegner nervös und die k. k. Regierungskommissäre ebenfalls. Strafanzeigen und Strafuntersuchungen fehlten nicht, einmal wurde er sogar wegen Vergehens gegen § 303 („Religionsstörung") unter Anklage gestellt. Natürlich wurde er freigesprochen. Aber der Zweck der Anklage — Einschüchterung — war zwar nicht bei Hegemann, aber bei anderen erreicht.

Staunenswert war die fleißige Arbeit seiner Feder. Wenn Hegemann zwei größere Werke erscheinen ließ: „Friedrich der Große und die katholische Kirche" und „Luther im katholischen Urteil" (beide München, J. F. Lehmann), so weiß das nur der zu würdigen, der selbst viele Jahre hindurch zeit- und kraftraubenden Diasporadienst getan hat. Daneben veröffentlichte er neben zahlreichen Predigten und kleineren Schriften eine gewaltige Anzahl von Aufsätzen in der Wartburg, der (Bielitzer) Evangelischen Kirchenzeitung, dem „Protestantenblatt" und anderen evangelischen Zeitschriften; Aufsätze, die sich jederzeit durch Frische und Klarheit wie durch unbedingte Zuverlässigkeit auszeichneten. Namentlich wußte er die Geschichte des Protestantismus in Südösterreich durch wichtige Beiträge auf Grund eigener und fremder archivalischer Studien zu erhellen. Auch der nationalen Presse in Österreich widmete er wertvolle Beiträge; es war ja schließlich kein Geheimnis, wer unter dem Decknamen „Waibling" schrieb. Einer dieser Aufsätze kostete Österreich einen seiner fähigsten Ministerpräsidenten: eine wilde klerikale Protest- und Sühneaktion ließ die Volksseele kochen, und weibliche Einflüsse setzten beim Kaiser die Entlassung des Ministers durch, der den Aufsatz nicht hatte beschlagnahmen lassen!

Mit Kriegsausbruch wurde Laibach, nahe an der Front gelegen, eine riesige Lazarettstadt. Die zunächst freiwillig übernommene Seelsorge an den evangelischen Verwundeten führte dann zur Einberufung Hegemanns als k. u. k. Feldkurat. Auch dieser Arbeit hat er sich mit hingebender Treue unterzogen. Der begeisterte Deutschnationale lernte mit Eifer slowakisch und madjarisch — und ein wenig von den anderen Sprachen des alten Habsburgerstaates — zu den drei toten und vier lebenden Sprachen dazu, die er beherrschte, um jeden in seiner Sprache Gruß und Trost bieten zu können. Frohes Aufleuchten in den Augen braver verwundeter Soldaten, die sich doppelt freuten, wenn der hochwürdige Herr

Feldkurat sie in der Muttersprache anredete, waren ihm Dank genug.

Bei alledem quälte ihn doch die Sorge um den Ausgang. Gerade Laibach war für einen geschichtlich und politisch geschulten Kopf der beste Beobachtungsposten zum Studium der zerstörenden Mächte, die an den Wurzeln des greise gewordenen Staates nagten. Dies Verflochtensein Roms mit dem ebenso deutsch- wie österreichfeindlichen Slawentum bestärkte ihn in der längst feststehenden Überzeugung, daß Rom der Erbfeind deutschen Wesens war und ist und bleiben wird.

Das Ende sollte er nicht mehr erleben. Ein Ausflug in die Berge sollte ihm die karg bemessenen Urlaubstage vergolden. Aus dem Reiche Triglavs kehrte er nicht mehr zurück. Ein junger Mann, der ihn ein Stück Weges begleitet hatte, mußte erst dazu helfen, daß die Stelle gefunden wurde, an der der Fuß des berggewohnten rüstigen Wanderers abgeglitten war.

Wo aber von allerlei Kämpfen im Dienste des Protestantismus in Österreich geredet wird, da soll auch das Andenken Ottmar Hegemanns in Ehren bleiben.

Friedrich Hochstetter.

II. Schaffen und Kämpfen.

1. Der Kindberger Kirchenstreit.

Wenn man von Wien und dem Semmering her durch das Mürztal gen Süden fährt, so sieht man kurz hinter dem Bahnhof Kindberg auf halber Höhe des rechten Talabhanges eine ansehnliche Kirche mit kleinem Turm. Das ist die Georgenkirche, die im Jahre 1899 in Österreich und Deutschland bekanntgeworden ist durch den Streit, der um sie entbrannte. Damals gehörte sie samt dem Gut, auf dessen Boden sie steht, Herrn Humbert, einem Protestanten aus der Pfalz. Sein Eigentumsrecht an der Kirche war so unbestritten, daß er allein den Schlüssel dazu besaß. Das katholische Pfarramt des Marktes Kindberg hat aber von alters her das Recht, an sechs bestimmten Heiligentagen im Jahre dorthin eine Wallfahrt zu veranstalten und eine Messe in ihr zu lesen. Sonst verfügt es noch über zwei Kirchen, die vollauf genügen.

Kaum war ich im Juli 1899 zur Schaffung einer evangelischen Gemeinde in dem 25 Kilometer entfernten Mürzzuschlag eingetroffen, so wurde ich von den sehr eifrigen Protestanten Kindbergs (damals gegen 200 Seelen) aufgefordert, in der Georgenkirche Gottesdienst zu halten. Insbesondere wünschte dies der Besitzer für sich und die Seinigen, da die nächste evangelische Kirche in Graz, also 74 Kilometer entfernt sei. Die Georgenkirche wäre also dann eine Simultankirche geworden. Solche den beiden christlichen Bekenntnissen dienenden Kirchen gibt es ja viele; sogar im damaligen Österreich, nämlich in der Bukowina, haben wir ihrer zwei nachgewiesen. Außerdem kam ich gerade aus der württembergischen Stadt Balingen, wo der evangelische Kirchengemeinderat den Katholiken jahrzehntelang aus freien Stücken die Friedhofkirche eingeräumt hatte, in der daneben auch die evangelischen Leichengottesdienste gehalten wurden. Im Frühling desselben Jahres war aber eine neue katholische Kirche eingeweiht worden. Dabei dankte der Bischof Kepler von der Kanzel aus der evangelischen Gemeinde wärmstens für ihre Gastfreundschaft und erklärte, ein solches echt christliches Entgegenkommen trage zur Verständigung der Bekenntnisse mehr bei, als hundert Bände der Gelehrsamkeit, die darüber geschrieben würden.

Mit dieser schönen Erinnerung kam ich ins Mürztal und konnte nun sogleich die Probe darauf machen, ob ein solches „echtchristlich' Entgegenkommen" auch von der anderen Seite geübt werde. Da ich noch keinen festen Rechtsboden für meine Wirksamkeit hatte, bat ich den zuständigen Seelsorger, den 78jährigen Senior Kotschy zu Wald um seine Mitwirkung. Er kam, und an Mariä Himmelfahrt, 15. August, fand dieser denkwürdige Gottesdienst statt. Um die Gefühle der Katholiken möglichst zu schonen, verzichteten wir auf die Benutzung des Hochaltars und stellten vor ihm einen Tisch mit Kruzifix und Leuchtern auf. Ich predigte über das Gleichnis vom vierfachen Ackerfeld, ohne alle Zähne und Hörner, so daß einer der Neuprotestanten nachher meinte, ich habe gesprochen, als ob Kindberg schon seit 300 Jahren evangelisch wäre. Nachher nahm Senior Kotschy einige Übertretende auf, und der alte Herr legte sich weniger Zurückhaltung auf. Es ist aber nachher von keiner Seite behauptet worden, man habe diesen Gottesdienst zu Angriffen auf die mitbesitzende Kirche benutzt.

Ein wohlweiser evangelischer Hofrat zu Wien hat mir allerdings nachher gesagt, wir hätten vorher die Zustimmung des katholischen Pfarramtes Kindberg einholen müssen. Aber das war doch wirklich von einem römischen Pfarrer zuviel verlangt. Höchstens konnten wir schweigendes Hinnehmen des fertigen Tatbestandes erwarten. Aber auch darin sollten wir uns täuschen.

Bald wurden wir in unserer Freude jäh gestört durch eine Vorladung vor das Bezirksgericht Kindberg: die k. k. Finanzprokuratur Graz verklagte uns, als Vertreterin des Pfarramtes Kindberg, wegen „Besitzstörung". Das Eigentumsrecht des Besitzers wurde zwar anerkannt, aber die katholische Kirche sei in ihrem unbestreitbaren Benutzungsrecht gestört, weil sie ihren Gottesdienst nicht in demselben Gebäude ausüben könne, in dem, wenn auch an anderen Tagen, nichtkatholische Gottesdienste stattfinden. Durch solche Gottesdienste werde die Kirche „entweiht"! Tatsächlich ist sie auch, wie wenn etwa ein Mord darin geschehen wäre, vor der nächsten Messe frisch geweiht worden, bekanntlich eine recht umständliche Handlung, und wir müssen wahrscheinlich froh sein, daß von uns keine Entschädigung dafür verlangt worden ist.

Bei der Gerichtsverhandlung am 27. September legte der Vertreter des katholischen Pfarramtes ein Schreiben des fürstbischöflichen Ordinariats vor, wonach dem Pfarramt die gemeinsame Benutzung der Kirche durch das kanonische Recht verboten sei. Demgegenüber war es unserem Rechtsanwalt ein leichtes, nachzuweisen, daß die katholische Kirche da, wo es ihr nütze, recht wohl ein Auge zudrücken könne. Hauptsächlich aber führte er aus, daß für ein staatliches Gericht nur das bürgerliche Recht maßgebend sei, und daß es sich um eine Bestimmung des kanonischen Rechtes überhaupt nicht kümmern dürfe. Auf diesen Standpunkt stellte sich denn auch der Bezirksrichter; er wies die Klage kostenpflichtig ab, weil sie im bürgerlichen Recht keine Begründung habe. Das war das

gerechte Urteil eines unabhängigen Richters. Aber bei den höheren Gerichten, beim Kreisgericht zu Leoben und beim Obersten Gerichtshof zu Wien waren andere Einflüsse und Rücksichten maßgebend. Das erstere gab in schriftlicher Verhandlung der Berufung des Klägers statt, verbot uns bei Strafe die weitere Benutzung der Kirche und legte uns einen Teil der Kosten auf. Daß unsere Berufung beim Obersten Gerichtshof keinen Erfolg haben werde, wußten wir im voraus. Bezeichnend ist aber die Begründung, welche Österreichs höchste Richter ihrem Urteil gegeben haben:

„Im gegebenen Fall handelt es sich um ein Verbot der dem Pfarrvorsteher von Kindberg vorgesetzten Behörde, des Seckauer Konsistoriums, dem sich der Pfarrer unbedingt zu fügen hat, und das daher die Ausübung des öfter erwähnten Benutzungsrechtes zur Unmöglichkeit macht, wenn die Benutzung der Kirche von katholischer Seite gestattet wird."

Also die Weisung einer römischen Kirchenbehörde an ihren Untergebenen gilt als höhere Gewalt, der man sich unbedingt zu fügen hat, der gegenüber auch die höchsten irdischen Richter machtlos sind. Es klingt wie der österreichische Lieblingsspruch: „Da kannst nichts machen!"

Man muß sich wundern, daß von römischer Seite aus nun nicht auch jede evangelische Beerdigung auf einem katholisch geweihten Friedhof für eine „Besitzstörung" erklärt worden ist. Man fürchtete wohl den europäischen Skandal und — die Los von Rom-Bewegung.

Für uns war die Georgenkirche verloren. Dafür stellt uns die wackere Gemeindevertretung Kindberg ihren Rathaussaal nun schon 24 Jahre lang kostenlos zur Verfügung. Ein Kirchbauplatz ist der Predigtstelle bald nachher geschenkt worden. Wann wird sich auf ihm endlich die Kirche erheben?

Der moralische Eindruck dieses Richterspruches war bedeutend. Rechtlosigkeit der Protestanten in Österreich, Beugung der dortigen Gerichte unter römischen Spruch — so hieß es allenthalben.

Peter Rosegger hat später erklärt, daß der Verlust der Georgenkirche für ihn ein Hauptgrund gewesen sei für seine Hilfe zum Bau der Heilandskirche in Mürzzuschlag. Insofern heißt es hier wieder einmal: „Ihr gedachtet es böse zu machen, Gott aber hat es gut gemacht."

Adolf Kappus.

2. Schatzlar.

Im Riesengebirge liegt auf der böhmischen Seite, dicht an der preußischen Grenze, die kleine Bergstadt Schatzlar. Als ich im Spätherbst 1909 die Pfarrstelle Trautenau antrat, übernahm ich auch Schatzlar als Unterrichtsstation. Es war ein besonders stürmischer Tag, als ich zum erstenmal in das entlegene Städtchen kam, den Unterricht mit den wenigen Kindern begann, und einige Besuche machte. Dann ging ich wieder zum Bahnhof. Als ich jedoch in den Zug einsteigen wollte, riß mir der Sturm den Wettermantel fort. Wohl wollte ich nachspringen, aber es war zu spät. Ich sah nur noch, wie der Mantel über das Stationsgebäude flog und in der Dämmerung verschwand. Ich begab mich sogleich zum Stationsvorstand, stellte mich vor und teilte ihm mein Mißgeschick mit. Dieser ließ sofort seine Leute ausschwärmen, und als sich der Zug in Bewegung setzte, warf man mir den Mantel noch in den Wagen hinein. Da merkte ich so recht den Unterschied zwischen dem milden, lieblichen Egertale, in dem ich bisher gewirkt hatte, und dem rauhen Riesengebirge. Aber je öfter ich nach Schatzlar kam, desto besser gefiel mir das kleine Gebirgsstädtchen, das sich so traulich an den Wald anlehnt und dessen Schloß so stolz ins Tal hinabblickt. Freilich, zunächst erlebte ich hier wenig Freude, denn die gemischten Ehen gingen uns alle verloren. Da kam mir der Gedanke, eine Predigtstelle zu errichten, um die Glaubensgenossen fester zusammenzuschließen. Aber woher einen passenden Raum nehmen? Ich wandte mich an den Turnverein, der eine, wenn auch recht bescheidene Turnhalle sein eigen nannte. Zu meiner Freude wurde mir die Bitte erfüllt und die Turnhalle kostenlos zur Verfügung gestellt. Nun fehlten noch die Sitzgelegenheiten, denn niemand wollte uns Stühle leihen. Da schrieb ich an D. Meyer in Zwickau, mit dem ich von meiner früheren Stelle her in enger Verbindung stand. Er antwortete mir in seiner gewohnten herzlichen Weise und bedauerte, nur 40 Mark beilegen zu können, da er augenblicklich nicht mehr zur Verfügung habe. Wir kauften 20 zusammenklappbare Gartenstühle, da zur Aufbewahrung nur ein ganz geringer Raum vorhanden war. Dann ließ ich mein eigenes Harmonium in die Turnhalle schaffen und schickte zwei eiserne Leuchter und ein Kruzifix mit. Das war die ganze gottesdienstliche Einrichtung für die neue Predigtstelle. Am 29. Mai 1910 wollte ich den ersten Gottesdienst halten. Ich hatte die 40 Glaubensgenossen, die in erreichbarer Nähe wohnten, eingeladen; auch über die Grenze war der Ruf ergangen: Kommt herüber und helft uns! Hundert Jahre war die alte Bergstadt evangelisch gewesen, und die Herren von Zetritz auf ihrem stolzen Schlosse galten als ganz besonders eifrige Verfechter des Luthertums. Aber nach der Schlacht am Weißen Berge wanderte der damalige Schloßherr in die Verbannung und die Jesuiten kamen, um von der Herrschaft Besitz zu ergreifen. Aber 150 Jahre später schlug auch ihnen ihr Stündlein. Sie wanderten ebenfalls in die Verbannung, und das Schloß ging wieder in weltlichen Besitz über. Der erste Gottesdienst war von 40 Personen besucht, da auch aus dem benachbarten schlesischen Kunzendorf einige Glaubensgenossen gekommen waren. Katho-

liken hatten sich nicht eingefunden, denn der katholische Pfarrer hatte noch in seiner Frühpredigt mächtig gewettert und den Besuch streng untersagt. Vor der Tür standen allerdings genug Neugierige. Einer meiner Brüder, der Offizier bei der Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika gewesen war und damals gerade seinen Urlaub bei mir verbrachte, spielte das Harmonium. Ich hielt mit frohem Herzen meine Predigt und wies auf die große Bedeutung des Tages hin. Wenn auch die ersten Male die Gottesdienste etwas unruhig verliefen und besonders katholische Kinder durch fortgesetztes Pochen an die Fenster zu stören suchten, so waren dies doch bloß Kinderkrankheiten, die glücklich überwunden wurden. Der Gottesdienst in Schatzlar gehörte bald zu einer stehenden Einrichtung, über die sich niemand mehr aufregte. Wenn auch die Seelenzahl durch Zuzug und Übertritte nur wenig wuchs, die Verluste hörten mit einem Male auf. Die Glaubensgenossen lernten sich durch die Gottesdienste näher kennen und hielten nun fest zusammen. Die 20 Stühle waren stets mit Frauen besetzt, die Männer mußten stehen oder saßen auf den Fensterbrettern. Auch manche Taufe habe ich vollzogen. Nur zu den Trauungen kamen die Brautleute lieber zu der weitentfernten Pfarrkirche gefahren, da ihnen der Raum doch zu schmucklos war. Auch auf dem Friedhofe habe ich verschiedene Male gestanden. Das erste Mal zwar wollte mich der katholische Pfarrer durch allerhand Drohungen erschrecken, da ich aber trotzdem meine Rede hielt, ließ er mich weiterhin in Ruhe. Schließlich kam der Krieg. Die Eisenbahnverbindung hörte fast auf. Nun konnte ich Schatzlar bloß noch von Trübenwasser aus in einem fast zweistündigen Marsche erreichen. Da hatte ich den Schatzlarern gesagt, daß bei ganz schlechter Witterung der Gottesdienst wohl einmal ausfallen müsse. Und gleich das nächste Mal regnete es fürchterlich. Was tun? Doch das Gewissen ließ mir keine Ruhe. Ich ging zum Bahnhof, und wie ich in Trübenwasser ausstieg, ließ der Regen wenigstens etwas nach. Die Glaubensgenossen hatten sich übrigens trotz der schlechten Witterung fast vollzählig eingefunden. Sie hatten bestimmt auf mich gerechnet, und ich war froh, ihnen keine Enttäuschung bereitet zu haben. 1915 kehrte ich in meine sächsische Heimat zurück. Ich hätte nicht gedacht, daß ich ohne Abschied von Schatzlar scheiden müßte. Aber in den letzten Wochen drängte sich alles fürchterlich zusammen. Hatte ich doch auch Braunau mit zu versorgen, und die Filiale Grulich war ohne Vikar. So bin ich nicht mehr zum Abschiedsgottesdienst nach Schatzlar gekommen, aber ich habe zum Andenken wenigstens mein Harmonium zurückgelassen. Die kleine Bergstadt mit dem Häuflein Evangelischer kann ich jedoch nicht vergessen. Und wenn ich wieder einmal von Schatzlar lese, daß die Gottesdienste immer noch gut besucht werden und die Gemeindeglieder treu zusammenhalten, dann freue ich mich, daß der alte Geist noch lebt und die Gründung der Predigtstelle nicht vergeblich gewesen ist.

3. Wie es zum Kirchlein in Thörl-Aflenz kam.

Am 29. Mai 1904 fand der erste Gottesdienst im Aflenzer Gerichtsbezirk statt, und zwar in dem über dem Ort Turnau auf herrlicher Höhe gelegenen stattlichen evangelischen Bauernhof des Matthias Gamsjäger. Der Gottesdienst im nächsten Jahr war mit einem Mißgeschick verbunden, das aber das unverdorbene evangelische Bewußtsein dieser Gebirgsbauern offenbarte.

Ich hatte meine Tasche mit Talar, Gesangbüchern und Agende am Tage vorher auf der Bahn gelassen unter der Obhut des Portiers. Der hatte sie jedoch mit einer anderen, ähnlichen vertauscht, und ich erhielt für die Fahrt zum Diasporagottesdienst nur die leere Tasche eines Weinreisenden. So mußten wir denn dort oben Lieder singen, die wir auswendig konnten, und unsern Gottesdienst nebst anschließender Tauffeier ohne Talar und Agende feiern. Als ich nachher fragte, ob man nicht daran Anstoß genommen habe, antworteten die Leute voller Entrüstung: „Aber Herr Pfarrer, wir sind doch evangelisch, und wissen, daß nicht das Kleid es tut, sondern das Wort."

Als wir uns das nächste Mal dort versammeln wollten, ging es nicht: unser Gottesdienstraum war Krankenstube für den Sohn des Hauses. Das zeigte uns, wie notwendig es war, sich nach einem anderen Raum umzusehen. Der Besitzer des Hotels Karlon in Thörl erklärte sich bereit, seinen großen Saal zur Verfügung zu stellen. Etwas Günstigeres hätten wir gar nicht finden können. Es war im Mittelpunkt des Bezirks, dicht an der Bahn gelegen, in einem neutralen, geräumigen Saal. Unsere Erwartung, daß viele Katholiken die Gelegenheit benutzen würden, einen evangelischen Gottesdienst kennenzulernen, wurde reichlich erfüllt. Aber damit setzte auch die Gegenarbeit ein.

Als wir zu Weihnachten wieder um den Saal baten, kratzte sich der Wirt verlegen hinter den Ohren: „Ja, das geht nicht mehr — wegen meiner Rösser!" „Nanu, was haben Eure Pferde mit unserm Gottesdienst zu tun?" „Ja, die weiden doch auf der Pfarrwiese, und der Herr Pfarrer hat mir gesagt: wenn ich noch mal evangelischen Gottesdienst in meinem Hause dulde, dürfte ich seine Wiese nicht mehr pachten." Da war guter Rat teuer, da wir keine evangelische Wiese für die katholischen Rösser besaßen. Wir mußten weiter suchen und fanden das Gesuchte in Aflenz selbst, das allerdings $^3/_4$ Stunden von der Bahn entfernt liegt. Ein Wirt, der uns einen zwar kleineren Raum anwies, versicherte uns jedoch, vom katholischen Pfarrer unabhängig zu sein und früher auch in Pettau evangelische Gottesdienste in seinem Hause gehabt zu haben. Dort haben wir denn auch über ein Jahr lang unsere Gottesdienste gehalten, trotz mancherlei Beschwerden. Ein übergetretener Arbeiter trug getreulich zu jedem Gottesdienst das kleine Harmonium den Berg von Thörl herauf. Die Glaubensbrüder kamen stundenweit zu Wagen, zu Schlitten oder zu Fuß. Aber die ungestörten Feier-

stunden ließen nur um so mehr die Notwendigkeit erkennen, daß wir öfter und unter Aufwand geringerer Kosten und Mühen zusammenkommen mußten.

Da fanden wir in Palbersdorf bei Thörl, dicht an der Bahn, in einem Gasthaus ein Zimmerchen, das bisher an eine Arbeiterfamilie vermietet worden war. Es lag zwar im ersten Stock, aber da das Haus hart an einem Berg gebaut war, konnte man von hinten auch unmittelbar hinein, und wir schrieben an die dortige Außentür des bescheidenen Raumes: „Evangelischer Betsaal." Durch die Fenster sahen wir unmittelbar vor uns die Schneegipfel des Hochschwab und vergaßen dabei die Engigkeit des Zimmerchens. Mit wieviel Liebe wurde dieser kleine Betsaal ausgeschmückt! In Bruck fanden sich noch auf dem Boden sechs Bänke des dortigen alten Betsaals und ebenso zehn hölzerne Wandleuchter, die frisch bronziert wurden. Der evangelische Tischler in Turnau baute in die schiefe Ecke des Zimmerchens einen Altar, die Frauen stickten einen Behang dazu, und als wir zu Ostern unsern ersten Gottesdienst dort halten wollten, war gerade eben eine Kiste von einem Gustav Adolf-Frauenverein angekommen, in der sich ein schönes Kruzifix und silberne Altarleuchter fanden. War das eine Freude, als wir nun einzogen! War diese Stätte doch schon fast ein Eigenheim. Eng war's wohl, und wenn einmal nicht die besten Wachskerzen besorgt waren, dann wurde das Atmen allmählich schwer im Raum, und das allgemeine Husten nötigte zu raschem Schluß; aber um so enger wuchsen auch die Herzen zusammen. Wie eine große Familie feierten wir unser Weihnachten, bei dem es für jedes Kind irgendeine Freude gab. Heiliges Sehnen und heiliges Sattwerden erlebten wir in unsern Abendmahlfeiern. In unsern Gottesdiensten und in den sich jedesmal anschließenden Familienabenden bis zum Abgang der Züge lernte man sich näher kennen, und wir schlossen uns zu fester Gemeinschaft zusammen.

Aber auch das Räumlein gönnte man uns nicht. Unserer katholischen Wirtin wurde bei der Beichte die Absolution verweigert, wenn sie uns noch länger dulden wollte. Sie wehrte sich: sie könne doch ihr Zimmer vermieten, an wen sie wolle, und die Evangelischen hätten ihr noch keinen Schaden getan. Es half nichts; sie mußte ohne Absolution den Beichtstuhl verlassen. Für diesmal war sie standhaft geblieben, aber würde sie es weiter bleiben? Würde der katholische Pfarrer nicht noch schärfere Zwangsmittel finden? Kurz, wir mußten einsehen, eine wirkliche Heimat hatten wir noch nicht. Und es wurde unser Ziel, für die kleine evangelische Gemeinde des Aflenzer Bezirks ein eigenes Kirchlein mit einer Kirchendienerwohnung zu erbauen. Manche Sorge und Schwierigkeit hat's noch gegeben, bis durch eine ganz besonders schöne Hilfe eines Gustav Adolf-Vereinsfreundes das Ziel erreicht wurde.

An dem furchtbaren Sonntag, an dem das Thronfolgerpaar ermordet und der Weltkrieg eingeleitet wurde, wurde dort oben das

Kirchlein von Thörl-Palbersdorf noch im tiefsten Frieden und mit festlicher Freude eingeweiht. Gott segne weiter die kleine tapfere Gemeinde!

Hans Anak.

4. Wie die Los von Rom-Bewegung nach Hengsberg kam.

Hengsberg ist ein Dörflein im Gerichtsbezirk Wildon, das 24 Kilometer südwärts von Graz liegt. Die Bevölkerung ist in Südsteiermark streng katholisch und ihrer Geistlichkeit ergeben. Der slawische Einschlag macht sich in den Gesichtszügen sowie im Charakter des Volkes schon sehr stark geltend.

In Hengsberg aber herrscht schon seit einer Reihe von Jahren ein Kriegszustand zwischen Pfarrer und Gemeinde. Der Vorgänger des jetzigen Pfarrers ließ an seinen Wirtschaftsgebäuden vieles richten, die Gemeinde sollte die Kosten zahlen. Die Gemeinde aber weigerte sich zu zahlen, denn sie sei nicht zur Zahlung verpflichtet, außerdem sei die Pfründe sehr reich. Nun wurde den Hengsbergern ein anderer Pfarrer vom verstorbenen Fürstbischof Dr. Schuster hingesetzt, der die Hengsberger zahm machen und ihnen den Herrn zeigen sollte, denn für harte Köpfe gehöre ein harter Herr. Aber auch dem neuen Pfarrer gelang es nicht, die Gemeinde zum Gehorsam, d. h. zum Zahlen zu zwingen. Er besitzt weder die sittlichen noch die geistlichen Eigenschaften, um sich die Liebe oder die Achtung seiner Gemeinde zu erwerben. Das Gegenteil ist der Fall. Er wird vom Großteil seiner Gemeinde verachtet und gehaßt. Von verbürgten Zeugen werden Dinge über Lebenswandel und Amtsführung dieses merkwürdigen Hirten erzählt, die einen evangelischen Pfarrer schon längst in Disziplinaruntersuchung gebracht und seines Amtes entsetzt hätten. Durch viele Jahre hat die Gemeinde schon versucht, den Pfarrer wegzubringen. Interpellationen im steirischen Landtag, wiederholte schriftliche Beschwerden an den Fürstbischof, persönliche Abordnungen, alles half nichts. Ein streng katholischer päpstlicher Graf, der in der Gemeinde seinen Sitz hat, und dem der Pfarrer seinen Kirchensitz zunageln ließ, weil er die Gebühr dafür nicht bezahlte, versprach den Gemeindegliedern im vorigen Jahre sogar, zum Papst zu reisen, um diesen Pfarrer wegzubringen, allerdings erst, als eine Reihe von Gemeindegliedern aus der römisch-katholischen Kirche schon ausgetreten war.

Denn, als alle Bitten und Vorstellungen nichts halfen, da entschloß sich ein Teil der Gemeinde, aus der katholischen Kirche auszutreten, als dem letzten Mittel, aus der Gewalt des verhaßten Pfarrers zu kommen. Die Ausgetretenen blieben vorerst konfessionslos, die evangelische Kirche war ihnen völlig fremd. Aber auf die Dauer hielten es diese kirchlich erzogenen und gewöhnten Bauern ohne Zugehörigkeit zu einer Kirche nicht aus. Vorsichtig suchten sie

Fühlung mit der evangelischen Kirche zu bekommen. Die nächste evangelische Pfarre ist Leibnitz, ungefähr drei Wegstunden von Hengsberg entfernt. Der Pfarrer kam, besuchte den Ort, ein Gottesdienst wurde vereinbart, der in der Osterzeit des Jahres 1926 abgehalten wurde.

Ich wurde vom steirischen Senior ersucht, den zweiten Gottesdienst abzuhalten, da die Hengsberger um weitere Gottesdienste gebeten hatten. Ich sollte den Pfingstgottesdienst halten. Ich wurde mit der Abhaltung des Gottesdienstes betraut, weil ich in einer Landgemeinde stehe und mir deshalb zugetraut wurde, daß ich das Evangelium in volkstümlicher, den Bauern verständlicher Weise darbieten könnte. Es war eine umständliche Reise. Eine dreistündige Schnellzugfahrt nach Graz, dann noch eine einstündige mit dem Personenzug nach Leibnitz, wo ich im gastlichen Pfarrhause übernachtete und mich über die Verhältnisse in Hengsberg noch näher unterrichten ließ.

Am nächsten Morgen, am Pfingstsonntag, holte mich um 7 Uhr früh der Wagen eines Gutsbesitzers in Hengsberg, des geistigen Führers der dortigen Bewegung, vom Pfarrhaus ab und brachte mich durch das schöne Hügelland des steirischen Unterlandes in fast zweistündiger Fahrt nach Hengsberg. Hoch oben auf einem Hügel liegt die katholische Kirche, in unmittelbarer Nähe der Kirchenwirt, wo der evangelische Gottesdienst abgehalten werden sollte.

Als der Wagen vor dem Gasthof ankam, wurde er mit einem schmetternden Tusch von der Hengsberger Musikkapelle empfangen. Dann wurde ich in den Raum geleitet, wo der Pfingstgottesdienst gefeiert werden sollte.

Ein großer, kahler Raum im ersten Stock des Gasthofes. Nichts Feierliches, nichts Anheimelndes. Allmählich füllte sich der Raum, lauter Männer, keine Kinder, keine Frauen. Es waren ihrer mehr als hundert, mit Ausnahme von drei oder vier lauter Katholiken. Der Bläserchor setzte ein mit einem Stück aus Schuberts „Deutscher Messe". Dann lautlose Stille. Gebet und Schriftverlesung. Hierauf versuchten wir, das Lied „O heil'ger Geist, kehr bei uns ein" zu singen. Es gelang schlecht, ich blieb so ziemlich allein, so wurde der Gesang bald abgebrochen. Nun die Predigt über die Pfingstgeschichte. Gespannteste Aufmerksamkeit. Das Neue dieser Art von Wortverkündigung packte, es waren hungrige Seelen, die bisher Steine für Brot empfangen hatten.

Nach der Predigt wurde das Lutherlied „Ein feste Burg" unter kräftigster Begleitung der Blechmusik mehr tapfer als schön gesungen. Als Schluß des Gottesdienstes spielte die Musikkapelle nach Gebet und Segen den „Segen" aus der Schubert-Messe. Als die Gottesdienstbesucher sich nach dem Gottesdienst in den unteren Räumen des Gasthofes versammelten, wurde ein Musikstück nach dem andern trotzig und freudig hinausgeschmettert. Es wurde mir vieles, vieles erzählt von der merkwürdigen Seelsorge des

dortigen katholischen Pfarrers. Da war es mir kein Wunder mehr, daß auch Greise aus der Kirche austraten, um sich nicht von diesem Seelenhirten beerdigen lassen zu müssen.

Am Nachmittag brachte mich der Wagen zur nächsten Bahnstation, nach Wildon. Wenn der Wagen an Häusern vorbeifuhr, guckten aus den Fenstern neugierige Frauen- und Kinderköpfe. Ich war dankbar, daß es mir vergönnt war, diesen Pfingstgottesdienst zu halten.

Jetzt ist in Hengsberg eine evangelische Predigtstation, die ungefähr 30 Seelen zählt, meist Männer, doch sind auch schon einige Frauen den Männern nachgefolgt, bald wird auch eine Unterrichtsstelle dort gegründet sein, und ein neues Lichtlein evangelischen Glaubens und Lebens wird brennen mitten im streng katholischen untersteirischen Lande.

Karl Schiefermair.

5. Seelsorgerliche Erinnerungen.

Bei meinen Hausbesuchen kam ich in die Familie eines Fuhrwerkbesitzers A. St. in Krammel, dessen Frau noch, wie ich wußte, katholisch war, während er selbst seinerzeit übergetreten war und seine beiden Kinder hatte evangelisch taufen lassen.

Von selbst brachte die Frau das Gespräch auf ihr Nochkatholischsein. „Herr Pfarrer, längst leide ich darunter, daß ich die einzige Nicht-Evangelische meiner Familie bin. Im Herzen bin ich selbst überzeugt, daß die Protestanten tiefer in das Christentum eingedrungen sind. Ich besuche ja vielfach die Gottesdienste Ihrer Kirche. Neulich bei dem Vortrag von Herrn Pfarrer H. aus B., der so hinreißend von der Überlegenheit des Protestantismus gegenüber dem Katholizismus sprach, ist mir's wie Schuppen von den Augen gefallen: ich sollte evangelisch werden; aber da ist etwas, was mich daran hindert. Als junges Mädchen bin ich im Kloster erzogen worden. Zwischendurch, als ich einmal daheim war, habe ich meinen jetzigen Mann kennengelernt und mich mit ihm verlobt. Er war infolge der Los von Rom-Bewegung als einer der ersten hier vom Orte übergetreten. Bei meiner Rückkehr in das Kloster konnte ich der Vorsteherin mein Herzenserlebnis nicht verschweigen, und sie nahm mir das Versprechen ab, niemals evangelisch zu werden. Nun stehe ich zwischen zwei Feuern. Die Liebe zu meinem Mann und meinen Kindern, mit denen ich im Innersten einig sein möchte, und mein eigener Wahrheitsdrang treibt mich zur evangelischen Kirche, und doch komme ich über das gegebene Versprechen nicht leichten Herzens hinweg. Was soll ich tun? Ich fühle, ich kann meinen Kindern keine rechte Mutter sein, wenn ich nicht mit ihnen in gleicher Art Gott verehren und mich in Gottes Wort vertiefen kann. Aber darf ich deshalb wortbrüchig werden, bin ich nicht an das Gelübde gebunden?

Ich antwortete: Liebe Frau St., denken Sie mal an Dr. Luther. Der hatte das römisch-katholische Priestergelübde abgelegt, der hatte dazu noch die Mönchsgelübde geschworen; aber als ihm dann die neue Wahrheit des Evangeliums aufgegangen war und ihn unwiderruflich mit fortriß, da konnte er nicht anders:

„Er brach in Todesnot des Kloster Bann,
Das Größte tut nur, wer nicht anders kann."
(C. F. Meyer.)

Auch Sie sind innerlich weiter geführt worden. Gott selbst spricht aus der von Ihnen empfundenen Forderung der Ihrigen und Ihres Wahrheitssinnes zu Ihnen, darum sollen Sie wohl Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Meiner Meinung sind Sie nicht an ein Gelübde gebunden, über dessen Tragweite Sie sich als noch unreifer Mensch kaum klar sein konnten. —

Da rief sie freudig erregt: „Herr Pfarrer, Sie haben recht, ich will gleich übertreten, ehe es mir leid wird." Schnell brachte sie Papier und Schreibzeug und vollzog durch ihre Unterschrift ihren Übertritt. „Wie wird mein Mann sich freuen, wenn er heimkommt und ich es ihm erzähle. Gedrängt hat er mich nie, aber sein Wunsch ist es immer gewesen."

Als ich nach Wochen der Frau wieder begegnete, drückte sie mir die Hand: „Ich kann Ihnen gar nicht sagen, Herr Pfarrer, wie glücklich ich jetzt bin."

*

Peter Rosegger erzählt in seinem Bekenntnisbuch „Mein Himmelreich", wie er einst, von schwerer Krankheit genesend, zum erstenmal in einem Zuge die vier Evangelien hintereinander durchgelesen habe. Da sei ihm der Heiland in seiner wunderbaren, nie versagenden Güte, wie seinem hoheitsvollen Ernst so erschütternd entgegengetreten, daß er seine Frau und seine Kinder an sein Krankenbett gerufen habe, um ihnen sein Erlebnis mitzuteilen. Erst hatten sie ihn nicht recht verstanden, aber dann stimmten sie in seinen Jubel mit ein.

An diese Lebenserinnerung des katholischen Dichters mit dem evangelischen Herzen wurde ich erinnert, als ich öfter eine übergetretene Schwindsüchtige in ihrer Krankheit besuchte. Ich brachte ihr die Bibel mit, und als ich einige Tage darauf wieder zu ihr kam, empfing sie mich mit leuchtendem Angesicht: „Herr Pfarrer, da haben Sie mir etwas Wunderschönes gebracht." So, sagte ich, haben Sie schon Lieblingsstellen? „Nein," sagte sie, „Herr Pfarrer, ich will das Neue Testament von Anfang bis zu Ende durchlesen; wer weiß, wie weit ich noch komme, ehe es mit mir zu Ende geht. Ich habe ja gar nicht gewußt, wieviel Kraft man aus diesem Buch schöpfen kann." Sie ist noch bis etwa in die Mitte der Apostelgeschichte gekommen, dann mußte ich sie begraben, und an ihrer Bahre konnte ich ohne Übertreibung auf sie das Psalmwort anwenden: „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft."

M. P. ist am 7. 10. 1910 mit ihrem 1½jährigen Kinde in die römisch-katholische Kirche zurückgetreten. Der katholische Pfarrer hatte sie, die bei der Trauung evangelisch geworden war, in Dienst gehabt und die Gelegenheit benutzt, ihren Übertritt rückgängig zu machen. Er redete ihr vor, die evangelische Trauung sei gar keine rechte Trauung, sie also gar nicht recht verheiratet. Kommen Sie nur zu mir in die Kanzlei, da will ich Sie trauen. Als sie nicht kam, setzte er ihr so zu, daß er ihr den Übertrittsbogen selbst schrieb — den sie wohlgemerkt nicht selbst lesen konnte — und sie nötigte, ihren Namen darunter zu setzen. Er hat ihr das Geschriebene nicht einmal vorgelesen und hat sich nicht gescheut, zu schreiben: „Im Einverständnis mit meinem Manne werde ich mein Kind katholisch erziehen", obwohl er wußte, daß sie selbst das nicht wollte und ganz gewiß der Vater nicht einverstanden sein würde.

In ihrem bösen Gewissen hat sie von ihrem Schritt vom 7. Oktober 1910 bis gegen Ende Februar 1911 geschwiegen, bis der evangelische Pfarrer, bei dem der Mann Papiere abholte, fragte, warum denn der Rücktritt geschehen sei. Da war der höchst befremdet und erzürnt, daß das hinter seinem Rücken geschehen sei, erklärte das Ganze als Schwindel und wollte den Priester anzeigen. Die Frau ist sehr zerknirscht, besonders weil der Mann sie deshalb verlassen will, erklärt, gern wieder evangelisch werden zu wollen. Und um den Frieden zwischen den Eheleuten wiederherzustellen, hat der evangelische Pfarrer sie wieder in die evangelische Gemeinde aufgenommen.

*

Leicht war freilich die Arbeit eines evangelischen Seelsorgers im deutschen Böhmerland nicht. Allzuviele glichen den vorher Genannten. Man hat ja in der „Los von Rom-Bewegung" überhaupt manche Enttäuschungen erlebt. Dr. Anton Eisenkolb, der besten einer mit seinem Bekennermut im katholischen Parlament und in den unzähligen Volksversammlungen hin und her in Österreich, sagte mir einmal: Wir haben darum die evangelische Kirche in A. (Karbitz) so groß gebaut, weil wir glaubten, der ganze Ort würde übertreten. Aber wir hatten uns sehr verrechnet. Die Gegenbewegung der Priester und die eingewurzelten Vorurteile ließen für die Mehrzahl es nicht zu einer gründlichen Entscheidung kommen. Das Schlimmste ist doch wohl die Tatsache, daß den Vätern der heutigen Deutsch-Böhmen in den Zeiten der Reformation und Gegenreformation das geistige Rückgrat gebrochen wurde. Vor dem Dreißigjährigen Krieg waren 29/30 in Österreich evangelisch, und nachher rechnete man nur wenige Hunderttausend. Das sich Verbergenmüssen und das sich Geduldetfühlen erzeugte eine sittlich-religiöse Knochenweichheit, die nur wenige die religiösen Wahrheiten ganz ernst nehmen läßt.

Oft bestätigte sich mir die Richtigkeit von Grillparzers Urteil: „Gebt uns Deutsch-Österreichern eine dreijahrhundertlange, romfreie

Entwicklung, so sind wir das begabteste Volk in ganz Europa, so aber haben wir nur Kraft zur Musik — und zum Konkordat."

Wie haben wir Seelsorger oft darunter gelitten, daß so manche wackere deutsche Männer auch als Mitglieder evangelischer Gemeinden zeitlebens nicht über das Protestieren hinauskamen. Wie oft habe ich in Übertrittsfeiern und in persönlichem Gespräch mich an das Nietzsche-Wort erinnert: „Frei willst du sein, ich will nicht wissen, wovon du frei bist, sondern deinen beherrschenden Gedanken will ich wissen."

*

Bei den Frauen wurde die Bildung tieferer, evangelischer Überzeugung oft durch die ihnen von Kindheit auf liebgewordene Marien-Verehrung erschwert. „Muß ich denn die Maria ganz aus meinem Herzen reißen", wurde ich öfter gefragt. Wer gerade wieder Peter Rosegger kennt, weiß, wie fein und zart er von der Verehrung „unserer lieben Frauen" zu reden weiß, und wer wollte hart mit den Frauen rechten, denen die göttliche Heilandsmutter mit ihrem allwissenden Verständnis für Mutter- und Frauenschicksal eine nie versagende Vertraute geworden ist! Und doch, man mußte als Seelsorger den Übergetretenen sein Verständnis für solche Bedürfnisse und Urgefühle andeuten; dann waren sie einem auch dankbar, wenn man sie weiter zu führen versuchte. Das Ziel war dabei immer, die Mutter Jesu in ihren menschlichen Schranken zu zeigen, wie sie den Sohn in seiner herben Größe eben nicht verstand, wie sie mit seinen Brüdern ihn heimholen wollte, um ihn vor dem Tod zu bewahren und er das Tischtuch zwischen sich und den Seinen zerschnitt: „Wer ist meine Mutter, meine Brüder? — Nur wer den Willen meines Vaters im Himmel tut."

Immer wieder stieß man auf die eingewurzelte Neigung, sich hinter der göttlichen, alles verzeihenden Gottesmutter vor dem strengen Richter Gott und Jesus zu verstecken. Es fehlte das Vertrauen zu der einheitlichen Liebesmacht Gottes, die erschütternden Ernst und unbeschreibliche Güte in sich verbindet.

*

Ende der 90er Jahre. Sommersonnenwende im böhmischen Elbtal. Am Sattelberg in Obersedlitz-Krammel gegenüber der Industriestadt Aussig sieht man die Menschen in der Abenddämmerung hinaufströmen zum Feuer. Schnell bricht die Nacht herein; hell flammt das Feuer himmelwärts. Da sieht man auf einmal aus den Flammen mit Riesenbuchstaben eine Inschrift herausleuchten; erst ein L, dann ein O, ein S und so fort, bis es schließlich in gewaltigen Lettern weit nach dem Erzgebirge hinüberleuchtete: „Los von Rom", und schnell, ehe die in solchen Augenblicken immer wachsame und den römischen Priestern hilfsbereite Gendarmerie eingreifen konnte, war die Inschrift wieder verschwunden.

Der Ruf aber, der bald Österreichs Gaue erfüllte, ist auch in dem Industriedorf an der Elbe nicht so bald wieder verklungen. Er fiel

bei den deutschgesinnten, freiheitsliebenden, nicht sehr bodenständigen, ja meist religiös-freidenkerischen Arbeitern, Beamten und Leitern der großen Seifenfabrik „Georg-Schicht Akt.-Ges." auf guten Boden.

Zwar nicht unmittelbar religiös, aber geistig-sittlich war der Boden vorbereitet und manchen Bewohnern ein idealistischer Antrieb gegenüber materialistischer Lebensauffassung gegeben worden durch den Schöpfer des genannten Fabrikbetriebes J. S. Ihn hatte sein Vater Georg, der Besitzer eines kleinen Seifenbetriebes im nordböhmischen Ringelsheim, frühzeitig als den Tüchtigsten unter seinen sechs Brüdern erkannt, und er hatte die Hoffnung des Vaters gerechtfertigt und mit scharfem Blick den aufblühenden Betrieb gegenüber der Hafenstadt Aussig angelegt und ihn nach 1½—2 Jahrzehnten auf den Stand von etwa 2000 Arbeitern gebracht. Ein „königlicher Kaufmann", der dabei doch ganz schlicht und einfach blieb, der von seiner Wohnung hinüber über die Elbe bis zur Fabrik bis zu seinem Ende stets zu Fuß ging, der in seiner Lebenshaltung ganz bedürfnislos blieb, der aber in den geistigen Bildungsschätzen der großen Menschheitsführer eines Goethe und eines Tolstoi lebte und webte, aber nicht nur, um sie zu genießen, sondern, um damit den ihm anvertrauten Menschen zu dienen. Als der Vorkämpfer des „deutschen Kulturbundes" hielt er seinen Arbeitern Vorträge und genoß deshalb auch ihre innigste Verehrung und Liebe. Sein Bild habe ich in der Wohnung so mancher seiner alten Arbeiter gefunden. Patriarchalischer Sozialismus, das war eine wertvolle innere Voraussetzung, auf der man als evangelischer Seelsorger besonders in der Erziehung der Jugend anknüpfen konnte.

Unmittelbar wirkte die lebendige geistige Kraft dieses Mannes in den verantwortlichen Leitern der Fabrik weiter, die zum Teil auch die geistigen Führer der evangelischen Bewegung am Orte waren und blieben und bei all den schon geschilderten und noch zu schildernden Schwierigkeiten für evangelische Aufbauarbeit dem evangelischen Seelsorger durch ihr Verständnis und durch ihre großzügige Opferwilligkeit von unermeßlichem Wert gewesen sind. Da erfüllte sich das Dichterwort:

Die Stätte, die ein edler Mensch betritt,
die ist geweiht für alle Zeiten.

Nie habe ich auf unserem wundervollen, von Kiefern umrahmten, hoch über dem Elbtal gelegenen Bergfriedhof meines Amtes walten können, ohne des genius loci Johann Schicht zu gedenken, dessen Lieblingslied mir auch ein Lieblingslied geworden ist:

Des Lebens Fahrt durch Wellen, Trug und heißen Wüstensand,
Es ist ja auch ein Kreuzeszug in das gelobte Land.

Sein Geist war auch stets lebendig unter uns, wenn wir in kleinem Kreis einiger von ihm Mitbestimmter, Gleichgesinnter die so notwendige Arbeit der Bekämpfung der für Leib und Seele unheilvollen Trinksitte trieben.

Übergetreten ist J. Sch. nicht. Für den konfessionellen Kampf hatte er wohl keinen Sinn gehabt; aber ich habe es immer tief bedauert, daß ich ihm nicht mehr persönlich begegnet bin. Wir hätten uns gewiß weithin miteinander verständigt.

*

Unser lieber Bergfriedhof hat seinem Namen leider nicht immer Ehre gemacht. Er ist gelegentlich Zeuge des Geisteskampfes gewesen, der die Geister der ihm anwohnenden Bevölkerung schied. Anknüpfend an die katholische Sitte des Allerseelentages hatte mein Vorgänger, der erste „Los von Rom"-Pfarrer unserer Gemeinde, G. S., am Allerheiligentag eine Friedhofandacht eingerichtet.

Die Feier hatte begonnen, das erste Lied ist verklungen, der Geistliche hat das Schriftwort verlesen und beginnt seine Ansprache. Da erklingt plötzlich von der Friedhofspforte her ein Geräusch von vielen eiligen Schritten. Die Scharen der um das Kreuz Versammelten werden unruhig. Vom Friedhofseingang her drängt man sich durch die Menge. Es ist der katholische Pater Dr. K., der gekommen ist, die evangelische Andacht womöglich zu vereiteln, weil er sich als Herr des Friedhofs fühlt. Da stockt der Prediger, Aufregung und Spannung auf allen Gesichtern; was wird geschehen? Aber noch ehe der Störenfried ganz herangekommen ist, streckt die unmittelbar neben ihrem Mann stehende tapfere Pfarrfrau ihre Hände nach beiden Seiten aus, die die um ihren Pfarrer zum Singen gescharten evangelischen Kinder ebenso schnell ergreifen, so daß ein lebendiger Ring um den Prediger gebildet ist. Den wagt der Ankömmling doch nicht zu durchbrechen. Blassen Angesichts, aber doch fest und ruhig, vollendet der Prediger seine Worte Auge in Auge mit dem römischen Amtsbruder.

Ich habe natürlich die einmal eingeführte Sitte der Friedhofsandacht weitergeführt. Sie war mir eine meiner liebsten Feiern im Jahre. Hat man doch mit Recht gesagt: die Friedhöfe sind in Österreich die Kanzeln, von denen auch den Nicht-Evangelischen die frohe Botschaft ungehindert verkündet wird.

Wilhelm Gottschick.

6. Der Kampf um die Scholle.

Rosegger schildert in seinem Roman „Jakob der Letzte", den er mit seinem Herzblut geschrieben hat, die Verdrängung des steirischen Gebirgsbauern durch den Hochadel und die Großindustriellen. Sie haben vor dem Kriege zahlreiche Bauernwirtschaften in hochgelegenen Gebirgstälern zusammengekauft, um sich ein zusammenhängendes, großes Jagdgebiet für Hochwild anzulegen. Sehr oft findet man in den hochgelegenen Gebirgstälern der Obersteiermark mitten im Walde oder auf einer umwaldeten Blöße verlassene und verfallene Bauerngehöfte, in denen einst ein anspruchloses, tapferes Bauerngeschlecht gehaust hat.

Der Krieg hat dieser Art Bauernlegung so ziemlich ein Ende gemacht. Aber er hat wirtschaftliche Verhältnisse gebracht, die den Rest des Bauernstandes im Gebirge zu vernichten drohen. Der rasend gewordenen Zeit kann der Gebirgsbauer nicht folgen, sie fordert eine so rasche und gewandte Umstellung seines Denkens und seiner Wirtschaft, die er einfach nicht aufbringen kann. Ehe er sich's versieht, sitzt er in Schulden, aus denen er sich nicht mehr herausarbeiten kann.

Einen der letzten Bergbauern meiner Gemeinde haben wir Ende April zu Grabe getragen. Sein Gut liegt 1080 Meter hoch. Im Sommer von der Sonne den ganzen Tag umglänzt, im Winter von furchtbaren Stürmen umtobt und durch ungeheure Schneemassen vom Verkehr abgeschnitten. Er hatte sich zäh auf seinem Heim gehalten, während rings um ihn die Höfe bereits verlassen sind. Aber der Kampf war schwer.

Schon sein Vater hat es nicht leicht gehabt. Er mußte immer tiefer in die Sparkasse der Bergbauern, in den Wald, hineingreifen, der immer lichter und lichter wurde, bis er nur mehr für das Haus das nötige Bau- und Brennholz gab. Sein Sohn hatte es um so schwerer. Aus der Wirtschaft konnte er immer weniger herausholen, die Geschwister mußte er auszahlen, im Kriege fielen zwei Knechte, es waren Verwandte. Er selbst brauchte nicht in den Krieg, denn er war ein Krüppel.

Er kam schon mit verkrüppelten Füßen auf die Welt. Da eine sachgemäße ärztliche Behandlung fehlte, wurde das Übel immer schlechter. In der Jugend war er trotz allem ein hurtiger Geselle, manchen Hirsch und stattlichen Rehbock erlegte er, nicht immer erlaubter Weise. Aber als er älter wurde, wurden die Füße immer schlechter. Ich selbst sah ihn, wie er kniend vor dem Hackstock Tannenreisig zur Streu für das Vieh hackte, oder wie er auf einer ganz steilen Wiese kniend das Gras mähte, da seine Füße ihn nicht lange trugen. Ein Held der Arbeit, ein tapferer Kämpfer um seine Heimatscholle. Auch sonst war er nicht selten krank. Einmal, es war im Frühjahr, verfolgte mich das Telephon auf meiner Fahrt in die Unterrichtsstationen, es erreichte mich an einem Bahnknotenpunkt, ich solle sofort umkehren und zum sterbenden Bauern kommen. Also kehrtgemacht und nach B. gefahren, und von dort hinauf zur steilen Höhe. Bis zur Brust im Schnee. Als ich nach heißen Mühen ankam, kam von der anderen Seite her der Arzt auf den Skiern. Ich reichte dem Schwerkranken das Heilige Abendmahl. Diesmal erholte er sich wieder. Zwei Jahre vor seinem Tode wurde ich wieder gerufen. Ich sollte ihn trauen, er sei in Todesgefahr. Da traute ich ihn mit seiner „Wirtschafterin".

Vor dem Heiraten haben viele Obersteirer eine besondere Scheu, sie schieben es hinaus, bis es nicht mehr anders geht. Eigene Kinder hatte er nicht, aber von fremden Kindern war der Hof immer belebt. Bald nahm der Bauer eine Magd auf, die ein oder zwei uneheliche Kinder hatte, dieser brauchte er dann weniger Lohn zu

geben, denn Bargeld ist bei einem Bergbauern gar rar, oder eine Verwandte „stiftete“ beim Hof ein solches Kind, meistens ohne jede Entschädigung, „an“, oder er nahm sonst ein verlassenes Kind auf in der Hoffnung, einmal eine billige Arbeitskraft zu gewinnen, oder auch aus reiner Gutmütigkeit, obwohl er selbst nicht selten Mangel litt. Wer das Leben eines Bergbauern nicht aus eigener Anschauung kennt, der kann nicht im entferntesten ahnen, wie hart und entbehrungsreich das Leben eines solchen ist. Wie oft kommt es vor, daß der Hafer vor der Ernte eingeschneit wird! In diesem Jahre (1927) wurde seinem Nachfolger Ende Juni das bißchen Korn, das dort oben noch gedeiht, durch Schneefall niedergebettet, so daß es abgemäht werden mußte. Im Frühjahr, wenn die Vorräte an Geld und Nahrungsmitteln zu Ende gehen, müssen nicht selten Mensch und Vieh hungern.

Das Brot, das dort oben auf den Bergen gegessen wird, ist schwarz und hart und schmal, und muß schwer verdient werden.

Einige Wochen vor dem Tode des Bauern kam ich noch einmal zu ihm, um ihm die Wegzehrung zu reichen auf seinem letzten Gang. Er ging auch diesen Weg getrost, wie wohl die meisten, die in inniger Berührung mit der Natur stehen. „Wie Gott es haben will, so ist es recht.“ In Frieden schloß er seine Augen.

Zur Totenwache kamen die Nachbarn vom Tal hinauf zur Höhe, Evangelische und Katholiken. Abwechselnd werden evangelische Lieder gesungen, und von den Katholiken wird der Rosenkranz gebetet.

Die Leiche konnte nicht auf einem Wagen zu Tal gebracht werden, zu schlecht waren die Wege. Auf einer Schleife wurde die Truhe angeschnallt und so heruntergeschleift.

Im Dorfe erst erfolgte die Totenbeschau. Der Sarg wurde vor dem Arzt geöffnet, dann wieder geschlossen. Zahlreich war das Leichengefolge, Katholiken und Evangelische. Auf dem ganzen Wege sangen die Evangelischen mit kurzen Unterbrechungen Choräle, und wenn diese verstummten, erklangen die katholischen Litaneien. Voran ging der Kreuzträger, es war der Knecht eines Nachbarn, er trug den grünen, verschossenen Rucksack auf dem Rücken, ohne den ein Bergler kaum das Haus verläßt. Auf dem Sarge, der vom Dorfe weg auf einem ganz schlichten Wagen geführt wurde, war eine wunderschöne Krone aus frischem Tannengrün und Erika.

Am Grabe gedachten wir des müden Pilgers, seines Arbeitens und Kämpfens an Hand des Herrn Wortes: „Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über vieles setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude.“ Mit diesem Manne ging einer der letzten wirklichen Gebirgsbauern unserer Gemeinde zur ewigen Ruhe. Eine versinkende Welt. Der Nachfolger kann sich kaum mehr auf der Höhe behaupten. Er zieht herunter ins Tal. Er wird dazu auch von der Not gedrängt.

Karl Schiefermair.

7. Los von Rom-Versammlung.

Ich habe mancherlei Volksversammlungen erlebt — am Neckar und am Rhein und an der Spree und an der Donau. Ich habe Redner gehört, wie unsern alten Zwickauer D. Meyer, wo durch die müdegeredetste Volksversammlung wieder ein frisches Aufatmen und Aufhorchen ging, sobald es hieß: Das Wort hat Herr Dr. Meyer!, oder die zwei helltönenden Posaunen des Evangelischen Bundes, die mit ihrer Stimme Grundgewalt auch ohne Lautsprecher die größten Säle Deutschlands bis in den letzten Winkel zu füllen vermochten; ich habe Röthe gehört und Adolf Hoffmann; den feinsten Redner meiner Erfahrung, Friedrich Naumann, und den packendsten und hinreißendsten Volksredner, den ich je erlebt, Schönerer — hinreißend, obgleich er nie den Instinkten schmeichelte, sondern schalt und Buße predigte — ich habe einmal als „Redner“ eine halbe Stunde lang auf meiner „Rednertribüne“ gestanden, nämlich einem in eine Ecke gerückten Stuhl, umgeben von einer heulenden, tobenden, von zwanzig Redemptoristenpatres angeführten und aufgestachelten Menschenmenge, bis schließlich der Herr k. k. Regierungsvertreter ein Einsehen hatte und die Versammlung auflöste; natürlich ging's in ein anderes Lokal, wo dann in kleinerem Kreise doch gesagt wurde, was zu sagen war. Aber zu meinen schönsten „heiteren und ernsten“ Erinnerungen auf diesem Gebiet gehört eine Versammlung in Wien, von der ich hier erzählen möchte.

Weiß nicht mehr, welcher Vorstoß der Klerikalen gerade die Öffentlichkeit in Wien erregt hatte. Kurz, der „Alldeutsche Verein für die Ostmark“ fühlte die Verpflichtung, wieder einmal gegen die damals schon (Wien steuerte dem großen „Eucharistischen Kongreß“ entgegen) stark bemerkbare und immer unheimlicher werdende Verrömerung des öffentlichen Lebens Verwahrung einzulegen. Als erster Redner war ein bestbekannter Wiener Pfarrer in Aussicht genommen; als er aus gesundheitlichen Gründen absagen mußte, erging an mich die Aufforderung, über das Thema: Protestantismus und deutsche Kultur zu sprechen, und zwar beim Stalehner.

Stalehner, du alte Herberge des Volkes das sich versammelt! Elegant und patent warst du nicht; da mußtest du dich weit verstecken hinter den „Sofiensälen“ oder dem „Musikvereinssaal“, dem Stelldichein der feinsten Kreise der Residenz! Dafür öffnetest du weit die Pforten deines etwas verrauchten, etwas verschwärzten, etwas abgestoßenen und abgetretenen Saales für den Mann aus dem Volke, ohne Ansehen der Partei! Ob Schönerer, ob Lueger, ob Schuhmeier*), dir war es einerlei; und wenn, Tisch an Tisch, dichtgedrängt das Volk sich ballte, wenn aus zahllosen Kuba- und

*) Ein volkstümlicher Wiener sozialdemokratischer Abgeordneter und urwüchsiger Redner; wurde von dem Bruder eines klerikalen Abgeordneten ermordet.

Virginiazigarren ein tüchtiger „Hecht" unter der Decke schwebte, wenn die flinken Wiener Kellner mit Mühe nur zwischen den Tischen sich hindurchschlängelten und das Brausen der Stimmen wie das eines Bienenschwarmes durch den Saal brandete — dann warst du in deinem Element!

Solch ein Abend war es auch am 15. Februar 1911, als ich mit einem Dutzend von Freunden den Stalehner betrat. Da und dort grüßt einer mit einem fröhlichen Heil, mit einem herzlichen Händedruck. Der Vorsitzende des Abends, der schneidige Dr. U., reibt sich vergnügt die Hände, er hat den Saal noch nicht oft so voll gesehen. Mit dem Blick des Mannes, der schon oft dabei gewesen, überschaut er die Lage. Da hinten, in zwei Ecken, sitzen Gegner. Schadet nichts, da kommt Leben in den Betrieb. Flüsternd erzählt der Kellner, daß in den Hofräumen hinter dem Hause ganze Scharen von Polizei aufmarschiert seien. Nun kommt auch, ganz Amtsmiene, der Herr k. k. Regierungsvertreter. Aha, der Herr Kommissär N. — auch ein übles Vorzeichen. Es gibt nämlich auch unter den k. k. Regierungsvertretern solche und solche. Die Versammlung wird eröffnet. Ich erhalte als erster Redner das Wort. Erst gibt es allerlei Zwischenrufe aus den bewußten Ecken. Dagegen gibt's zwei Waffen: Zunächst hört man sie nicht. Kommt aber einmal einer zu frech oder zu dumm, dann deckt man ihn mit schneidigem Witz derart zu, daß durch den Saal ein befreiendes Lachen braust und der Mann seine Weisheit für die nächste halbe Stunde lieber bei sich behält. So gelingt es, die paar Tausend zu angespanntem Hören zu zwingen. Noch einmal wird es ein wenig unruhig; hier und da gibt es ein wenig Brummen im Hintergrund, ab und zu rutscht der Herr Regierungsvertreter auf seinem Stuhl hin und her. Aber bis er sich überlegt, ob das jetzt eben ein Grund zur Auflösung war, ist der Fluß der Rede schon wieder ein Stück weiter. So kann ich zum Ende kommen, und der Beifall zeigt, daß ich überzeugend gesprochen. Aber jetzt kommt auch den Gegnern der Mut. Ein stadtbekannter Agitator, Kooperator B., meldet sich zum Wort. Ihm wird bedeutet, drei Redner stehen auf der Liste, und dann könne die Wechselrede beginnen; man wolle ihm aber entgegenkommen und ihn nach der zweiten zum Worte kommen lassen, da es ihm ja nur willkommen sein könne, gleich zwei Redner widerlegen zu können. Ganz recht ist's dem Herrn Kooperator nicht, aber gegen den weit überwiegenden Willen der Versammelten kommt er nicht auf. Auch der Herr Regierungsvertreter kann nichts machen: der Vorsitzende ist im Recht. Zudem wird der zweite Redner begrüßt. Er hat als (übrigens gereifter, hochsemestriger) Student 14 Jahre zuvor als erster die drei Worte in die Welt gerufen, vor denen seither alles, was ultramontan fühlt, von zähneknirschender Wut erfüllt ist: Los von Rom! Dr. R., Feuerseele und grübelnder Geist, furchtlose Kämpfernatur und liebenswürdiger Mensch in einem, spricht. Er spricht keine fünf Minuten, da hat schon der Herr k. k. Regierungsvertreter sein

Stichwort und erklärt die Versammlung für aufgelöst. Mächtig braust der Widerspruch durch den Saal. Aber

„Da speit das doppelt geöffnete Tor
zwei Wachtmeister auf einmal hervor" —

und noch zwei, und immer wieder ein Paar. Mit unbeweglichem Dienstgesicht bauen sie sich auf der „Pablatschen" auf, d. h. auf der Musikantentribüne, bis ihrer 60 beisammen sind, um dann langsam herniederzusteigen und vorschriftsmäßig den Saal zu räumen. Man hat also die Auflösung der Versammlung von vornherein geplant. Rasch geht noch von Mund zu Mund die Losung: Alles ins Kasino Z.! Nur am Vorstandstisch sitzen wir noch in kleiner Runde. Wir haben vom Herrn Regierungsvertreter, wie üblich, ein Protokoll verlangt und Beschwerde eingelegt; das erleichtert das Herz, hilft aber natürlich nichts. Außen aber, auf der Straße, in den nächsten Höfen, hinter den nächsten Straßenecken, war ein Wachaufgebot von über 600 Mann — später hat es uns einmal ein Polizeiorgan verraten — zur Verfügung, um uns Revolutionäre zu Paaren zu treiben. In dem weit kleineren Saal, eine gute Viertelstunde entfernt, sind natürlich von den 2500 höchstens noch 500 Mann da. Dr. U. bemerkt: hier ist keine Versammlung; aber wenn z. B. Dr. R. jetzt uns sagen wollte, was er in der Versammlung gesagt hätte, wenn wir nicht aufgelöst worden wären, so kann ihn niemand daran hindern, so wenig irgend jemand die Anwesenden hindern könnte, wenn sie ihm aufmerksam zuhören. Wirklich, Dr. R. teilte uns noch nachträglich mit, was er eigentlich hätte sagen wollen. Einmal guckte auch noch ein Wachmann zur Türe herein, ob etwa hier die aufgelöste Versammlung fortgesetzt werde; ging aber beruhigt und gemütlich weiter. An dem Abend wurde noch eine stattliche Zahl von Austrittserklärungen unterschrieben.

Nun runzle aber nicht die Stirne: Also in dieser Atmosphäre lärmender und wilder Volksversammlungen wurden die Übertritte geboren? Das waren alles Leute, die den Gedanken des Übertrittes schon lange mit sich herumgetragen hatten. Wie sie aber bemerkten, welche Angst die römische Kirche vor dem Übertritt, und nur vor dem Übertritt hatte, so daß sie sich nur noch mit dem Polizeisäbel wehren konnte, da hat die Frage: gehörst du eigentlich noch in diese Gemeinschaft hinein, ihre Antwort, und ein längst fälliger Entschluß den letzten Anstoß gefunden.

Noch ein kleines Nachspiel: meine Verwandten hörten einige Zeit nachher, ich sei in einer tobenden Volksversammlung mit Bierkrügeln beworfen worden, die ich aber in der Luft aufgefangen und neben mir aufgestellt habe. In Wirklichkeit hat nur einmal — ich bemerkte den Vorfall kaum — ein junger Mann zwanzig Schritte von mir mit aufgeregten Gesten ein paar unanständige Schimpfworte gebraucht; worauf zwei junge Wiener Turner ihn unter die Arme faßten und ihm erklärten, wenn er an

die frische Luft wolle, so würden sie ihn gerne bis zur Tür begleiten.

„Das, Freunde, ist geschichtlich aufgehellt,
Das andere spielt in schwanker Fabelwelt!"

Friedrich Hochstetter.

8. Vor den Schranken des Gerichts.

Durch welche Netze von Heimtücke und Hinterlist mancher evangelische Geistliche in Österreich hindurchgehen mußte und welche Fallen man oft aufstellte, um die Einbürgerung oder die Bestätigung unmöglich zu machen, davon weiß u. a. der damalige Saazer Vikar Paul Spanuth, jetzt Pfarrer und Senior in Leoben, und Dr. theol., zu erzählen. Am 11. Januar 1906 stand er als Beklagter vor dem k. k. Bezirksgericht in Saaz, angeklagt vom Vikar (Dekan) des katholischen Saazer Bezirks. Spanuth war am 22. Februar 1905 als durchreisender Gast bei dem vom Verein Deutscher Studenten in Berlin veranstalteten Adolf Wagner-Kommers zugegen, und wurde dort in eine Privatunterhaltung über die Los von Rom-Bewegung gezogen. Dabei erwähnte er auch ohne Namensnennung den Fall des Monsignore Drozd, der gerade damals viel Staub aufwirbelte. Drozd war der Leiter einer übel verkrachten klerikalen Darlehnskasse und hatte auch sonst allerlei auf dem Kerbholz. Über die recht überraschenden Zusammenhänge berichtete Spanuth in der „Wartburg" (5., Seite 36 f.): Der einzige Belastungszeuge, Dr. jur. Max Opitz, 39 Jahre alt, geboren in Berlin, wohnhaft Berlin-Friedenau, gab vor Gericht an, Hilfsarbeiter im Auswärtigen Amt des Deutschen Reiches zu sein — obwohl er nur den Referendar 1892 bestanden zu haben scheint —, ferner, er komme seit 30 Jahren wenigstens einmal jährlich nach Böhmen, sei gut bekannt mit einer großen Anzahl hervorragender katholischer Geistlicher Böhmens, kenne die Leitmeritzer Diözese ganz genau, lese ständig österreichische Zeitungen, zumal ihre Nachrichten über die Los von Rom-Bewegung, nannte im besonderen die „Österreichische Volkszeitung" des bekannten P. Ambros Opitz in Warnsdorf, der ja auch, wie der Zeuge, aus Berlin stammt. Nun hatte Ende März 1905 Graf von Hoensbroech in der Unterhaltungsbeilage der „Täglichen Rundschau" den Brief eines katholischen Kaufmanns Heinrich Gieseking in Bergedorf bei Hamburg veröffentlicht, der dieser unter der Maske eines Anti-Ultramontanen an eine österreichische Schriftstellerin und Verfasserin von Los von Rom-Novellen geschrieben hatte; gleich darauf, am 4. und 5. April 1905, veröffentlichte ebendort Superintendent Lic. Rönneke aus Pommern fünf an ihn von demselben ehrenwerten Herrn gerichtete Briefe, in welchen Gieseking sich den Anschein gab, als erbitte er, im Begriff, aus der katholischen zur evangelischen Kirche überzutreten, noch einige seelsorgerliche Ratschläge und Aufklärungen. In beiden

Fällen aber war der Pferdefuß des Briefschreibers schließlich noch rechtzeitig erkannt worden. Diese Lorbeeren römischer Kunst des Briefschreibers ließen nun wahrscheinlich den gleichfalls ehrenwerten Dr. Opitz nicht schlafen, und so setzte er sich zwei Tage später, am 7. April, mit seinen Gefreundten in Teplitz und Saaz in Verbindung, um durch einen ähnlichen, aber verbesserten Versuch solcher Kunst des Briefschreibens seinen Bundesbruder Spanuth, den er acht (!) Wochen vorher auf dem Adolf Wagner Kommers des Vereins Deutscher Studenten in Berlin kennengelernt hatte, in die Falle zu locken. Dieser Augenblick war um so günstiger gewählt, weil es in Saaz bekanntgeworden war, daß Spanuth sich um die erledigte Pfarrstelle in Leoben bewerbe. Gelang dieser Versuch, dann durfte man hoffen, durch eine auf diesem Wege erzielte Aussage und Verurteilung Spanuths die steirische Statthalterei zur Erhebung und Durchführung der Einsprache gegen seine Wahl in Leoben zu veranlassen, also zu den 19 ab- und ausgewiesenen evangelischen Geistlichen Österreichs den 20. hinzuzufügen. Acht Wochen nach jenem Kommers erhielt Spanuth, der von diesen Machenschaften natürlich noch nichts ahnte, folgenden wörtlich wiedergegebenen Brief:

Berlin, den 19. April 1905.

Deutschen Gruß zuvor!

Sehr geehrter Herr!

Bei Gelegenheit des Adolf Wagner-Kommerses in Berlin erzählten Sie von einem Pfarrer in Böhmen, der sich des Besitzes mehrerer Kinder rühmen könnte! Infolge Ihrer längeren Tätigkeit in Böhmen sind Sie gewiß in der Lage, noch mehr derartige Fälle von nicht ganz sittenreinen katholischen Pfarrern in Böhmen zu kennen. Angeregt durch den neulich stattgehabten Wormserprozeß darf ich Sie ganz ergebenst bitten, mir derartige, Ihnen bekanntgewordene Fälle — möglichst unter Nennung des Namens und des Wirkungskreises —, auch, ob selbständiger Pfarrer oder Kaplan usw., gütigst mitteilen zu wollen. Für eine baldgefällige Erfüllung meiner Bitte wäre ich Ihnen sehr dankbar, da ich das Material bald verwenden möchte.

Mit deutschem Gruße
Ihr sehr ergebener
Dr. jur. Max Opitz,
A. H. des V. D. St. Berlin.
Berlin-Friedenau, Ringstr. 4 I.

Vikar Spanuth, A. H. des V. D. St. Kiel, und Leser der „Täglichen Rundschau", ließ diesen Brief absichtlich unbeantwortet; am 18. Mai erhielt er darauf die Vorladung des k. k. Bezirksgerichts Saaz „zur Einvernehmung über eine gegen ihn von Anton Lippert, Personaldechant und bischöflicher Vikar in Seltsch als Privatkläger wegen Ehrenbeleidigung (§§ 488, 491 St. Ges.) erhobenen Anklage".

Nachdem in Berlin vom Amtsgericht als Zeugen Dr. Opitz, Pfarrer Lic. Schneemelcher und Kassenbeamter Chr. Tischendörfer vernommen waren, fand am 22. Juli die erste Verhandlung statt, in welcher der Kläger angab, das bischöfliche Konsistorium in Leitmeritz habe ihn mit der Klage beauftragt, und was den — im Original vorgelegten — Brief des Zeugen Opitz anlange, so sei er von Opitz mit seinem und des Teplitzer P. Kühnls Wissen geschrieben, um von Spanuth den Namen und Stand des von ihm gekennzeichneten Priesters zu erfahren. Nach dieser ersten Verhandlung begann es schon zu tosen im klerikalen Blätterwald: ein in Saaz von einem nicht unbekannten Anonymus verfaßter Artikel machte die Runde durch „Reichspost", „Volk", „Egerland" usw., auch einige judo-liberale Blättchen nahmen jenen Bericht auf, der von Anfang bis Ende in seiner Sachlichkeit durch den ersten Satz schon genügend gekennzeichnet ist: „Ein Importpriester der widerlichsten Art ist unstreitig Herr Spanuth in Saaz." Aber auffällig war immerhin, daß das „Volk" in Leitmeritz die gegen Spanuths Wahl als Pfarrer von Leoben erhobene Einsprache der steierischen Statthalterei vom 21. August bereits am 12. August als schon erfolgt melden konnte! Nun erschien, nachdem die evangelische Gemeinde Leoben gegen die Einsprache Rekurs beim Ministerium für Kultus und Unterricht ergriffen hatte, so etwa alle Monat einmal hier, einmal dort in einem Blatte der Kaplans- und Katechetenpresse ein auf derselben Höhe von Wahrheit und Sachlichkeit stehender Artikel, wie der schon angezogene, um Spanuth dem Ministerium in empfehlende Erinnerung zu halten; endigten doch alle etwa mit der Drohung: „Laßt ihr diesen nach Leoben, dann wehe!"

Am 11. Januar 1906 fand nun die Schlußverhandlung gegen Spanuth vor dem k. k. Bezirksgericht in Saaz statt. Der Belastungszeuge Dr. Opitz und die zwei Zeugen Tischendörfer und Dr. Rellstab, mit denen Vikar Spanuth sich unterhalten hatte, waren persönlich anwesend. Opitz kann weder Veranlassung noch Verlauf des von jenen drei geführten Gesprächs angeben; nur den inkriminierten Satz habe er genau verstanden, weil gerade damals das auf einem großen Kommers sonst übliche Getöse nicht laut gewesen wäre; freilich muß er zugeben, daß das Wort „Leitmeritzer Diözese" nicht gefallen sei; auch habe er sich am Gespräch nicht beteiligt, nur stumm zugehört. Warum er nicht sofort, als die von ihm behaupteten Worte gesprochen waren, den Vikar Spanuth zur Rede gestellt oder hinausgebeten habe, warum er ferner sich nicht erst mit den ihm bekannten Zeugen des Gesprächs ins Einvernehmen gesetzt habe, um den Wortlaut festzustellen, warum er weiter vom 22. Februar bis 7. April — zwei Tage nach dem Erscheinen der Briefe Giesekings in der „Täglichen Rundschau" — gewartet habe mit den Angaben Spanuths bei P. Kühnl in Teplitz, vermag Opitz nicht aufzuklären. Nur die Frage des Richters nach dem Zweck seines an Spanuth am 19. April geschriebenen Briefes kann Opitz mit einer wahrhaft grandiosen, durch ihre Selbstverständlichkeit sichtlich auch den Richter überraschenden Erklärung beantworten: „Ich wollte den evangelischen Gegnern des Evangelischen Bundes — denn es gibt auch evangelische Gegner der Los von Rom-Bewegung in Berlin — den Beweis erbringen, wie verleumderisch hier in Österreich die Pastoren arbeiten." Und auf die nochmalige Frage des Richters, aus der man leise die Ironie heraushören konnte: „So! Und darum schrieben Sie diesen Brief an Spanuth, der Ihr Bundesbruder war?" hatte Zeuge nur ein mit dem Brustton der eigenen Überzeugung gesprochenes „Ja!". Zeuge behauptet dann noch seine Zugehörigkeit zum Kyffhäuserverband als A. H. des V. D. St. Berlin, bis er durch das im Original vorgelegte Urteil des Ehrenrates des Berliner Vereins mundtot gemacht wird. — Da die zwei anderen Zeugen, die sich mit Vikar Spanuth unterhalten hatten, von den inkriminierten Worten nichts gehört haben, und sie doch hätten hören und um ihrer charakteristischen Prägnanz willen auch im Gedächtnis behalten müssen, da ferner das ruhige und zuverlässige Auftreten dieser beiden Herren sehr wohltuend von dem des Dr. Opitz absticht, spricht der Richter den Angeklagten frei mit der Begründung, daß die beiden Entlastungszeugen vollen Glauben verdienen, dagegen dem Dr. Opitz schenke er keinen Glauben. Nun hatte schließlich auch die steierische Statthalterei nichts mehr gegen Spanuth einzuwenden und erteilte ihm die Bestätigung. Paul Spanuth.

9. „Freuden" eines Religionslehrers in der Diaspora.

Nach einem Vortrag in einer evangelischen Stadt des Deutschen Reiches wurde ich gefragt: Machen Ihnen denn die weiten und beschwerlichen Amtswege, 20, 30, 40 Kilometer weit zu Fuß und mit dem „Stellwagen" (Postomnibus) und mit der Sekundärbahn, zu einer Unterrichtsstunde für drei oder fünf Kinder, wenigstens jedesmal herzliche Freude? Oder gibt's auch Tage, an denen die große Mühe und das Opfer von 10 oder 15 Stunden sich nicht innerlich lohnt? Gottlob, meist trägt die Arbeit ihren Lohn in sich selbst. Aber — ich muß es gestehen, es fehlt auch nicht an Tagen, wo es recht schwer ist, den Mut der Entsagung für solche Kleinarbeit aufzubringen. Wir wollen nicht reden von den Tagen, die auch in der Diaspora nicht ausblieben, wo Lehrer oder Schüler nicht in der frohen Stimmung sind, von schlecht gelernten Aufgaben — merkwürdig, wie sehr die Verzärtelung der Jugend unseren Kindern das ordentliche Memorieren abgewöhnt hat! — von gewohnheitsmäßigen Schulstürzern, die einem aus irgendeinen Weltenwinkel dahergeschneit kommen und die Arbeit sauer machen: von zweifelhaften „Freuden" anderer Art, wie sie nur in der Diaspora vorkommen, will ich einiges erzählen.

Erstes Bild: Loden vom Kopf bis zum Fuß, der Wettermantel von Regen triefend, die „grobg'nahten" kräftigen Schuhe und die Gamaschen voll Kot, kommt der Diasporapfarrer am schulfreien Donnerstag ins Schulhaus zu N. Ein paar Stationen fuhr er auf der Hauptbahn, dann noch eine Stunde mit der Sekundärbahn, dann ging's noch eine Stunde zu Fuß in den Wald bis zum Gebirgsdorf, in das eine Holzschleife die ersten Pioniere des Protestantismus gebracht hat. Das Schulzimmer, in dem er seine fünf Schüler, Kinder zweier Arbeiterfamilien erwartet, ist leer. Er wartet fünf Minuten — dann geht er hinüber in die Kanzlei des Herrn Oberlehrers. „Ja, hat man Ihnen nicht mitgeteilt, daß in der Familie Tiefenbacher ein Kleines, noch nicht schulpflichtiges an Diphterie erkrankt ist? Und die Familie Gamsjäger wohnt im selben Personalhaus; nun dürfen die Kinder aus beiden Familien nicht die Schule besuchen!" Da hat man's! Der Herr Oberlehrer ist gewiß ein freundlicher Herr und tut dem Pfarrer manches zu Gefallen. Er hat seine Freude daran, wie der Diener der evangelischen Kirche wegen der fünf Arbeiterkinder monatlich zweimal — ob schön, ob Regen — den Pfad ins Gebirge antritt; er hat auch aufrichtige Hochachtung vor dem Protestantismus und weiß wohl, was nicht alle seine Kollegen wissen, daß die drei großen Pädagogen, deren Bilder seine Kanzlei, wie viele österreichische Schulkanzleien schmücken, Pestalozzi, Comenius und Diesterweg, Protestanten waren. Aber er hat soviel zu tun; wie sollte es ihm auch auffallen, daß gerade die fünf kleinen Ketzerlein unter den Ausgesperrten sind! — Seufzend geht der Pfarrer seine Wege. Was tun? Er kann keinen Besuch bei den Arbeiterfamilien machen, sonst kommt er selbst, der jeden Tag in einem anderen Schulhaus stehen muß, „in Kontumaz", d. h. er wird wegen Ansteckungsgefahr für mehrere Wochen vom Verkehr mit der Außenwelt abgesperrt. Es wäre noch ein Protestant im Dorf, der Herr Werksverwalter. Aber er ist erst vor 14 Tagen dort gewesen, Und er weiß es wohl, daß er dort stets höflich, aber nicht gerade warm aufgenommen wird. Der Herr Werksverwalter hat im Stiftswald die Jagd gepachtet, spielt mit dem Herrn Pfarrer bisweilen Violine und mit dem Herrn Kaplan allabendlich Tarok. Zurückfahren? Ja, das Zügle geht erst wieder um sechs Uhr abends zurück, der Bahnhof drunten im Tale steht einsam, eine Viertelstunde von jeder menschlichen Ansiedelung. Spazierengehen?? Das Wetter „hellt sich auf zu einem Landregen". Vor ein paar Tagen erst hat ihm einer gesagt: „Sie haben's gut, wenn Sie einen Amtsweg machen, dann haben Sie die schönste Gebirgspartie! „Ahnungsvoller Engel!" brummt er in den Bart. So geht's eben ins Dorfwirtshaus. Frau Mutter hat ein G'selcht's mit Knödeln und Kraut; keine Kost für Magenkranke, aber er ist gottlob nicht magenkrank; weil er schon daran ist, zieht er Merkbuch und Bleistift aus der Tasche und schreibt sich die Predigt, die er sich selbst soeben gehalten, um sie nächsten Sonntag seiner Gemeinde zu halten. s Uhr

abends sitzt er dann etwas schweigsam zu Hause beim Abendessen und erfährt, wieviel Leute ihn den Tag über hätten sprechen wollen, während er seine kostbare Zeit im Gebirge — verloren hat.

Zweites Bild! Zum nächsten Markt sind's „nur" fünfzehn Kilometer. Das will nicht viel heißen: im Siebenmeilenstiefelschritt des Diasporapfarres zweieinhalb Stunden. Daß der Weg dreimal über einen starken Bergrücken wegführt, spielt weiter keine Rolle. Sogar Bahnverbindung ist da. Aber mit der hat es einen kleinen Haken. Wenn man keine Eile hat, kann man schon die Bahn benutzen; wenn man aber Eile hat, muß man unbedingt zu Fuß gehen, denn zu Fuß läßt sich's, wie gesagt, in zweieinhalb Stunden erzwingen; mit der Bahn braucht man vier Stunden. Schnakisch, nicht? — Und doch furchtbar einfach. Die Bahn führt zuerst in einem Tal hinunter. Drunten muß man aussteigen und in Ergebung warten, bis ein Zug im anderen, gleichlaufenden Tal hinauffährt. Die Bahn fährt die zwei langen Seiten eines gleichseitigen Dreiecks, dessen kürzere Basis die „Fahrstraße" (bitte, ohne Asphalt!) ist. So entschließt sich der Pfarrer eben auch meist, in der Nachfolge der Apostel zu Fuß zu wandern. Punkt zwölf Uhr ist der Abmarsch, denn um drei Uhr ist Schulschluß, da bleiben die evangelischen Kinder zur Religionsstunde da. Ihrer zwölf sind's, gegen zwei noch vor fünf Jahren. Da ist's schon unumgänglich, jede Woche einmal zu kommen, Weg und Wetter mögen sein wie sie wollen. Regnen tut's heute nicht. Dafür meint es die liebe Sonne, ach, so gut mit dem Wandersmann, daß der Schweiß fast in Bächlein hinter ihm drein fließt. Rechts und links von seinem Wege reift an edlen Reben die Traube der Kelter entgegen, und die Freude des Winzers über den strahlenden Sonnenschein noch im September muß ihm die geradezu noch hochsommerliche Hitze erträglich machen. — Was bedeuten aber die sonntäglich gewandeten Gestalten, die mir — nicht alle ganz geraden Ganges — entgegenkommen? Eine letzte Höhe ist erreicht, unter mir liegt der freundliche Markt, aus dem mir allerlei Musik entgegen klingt, wie sie das harmonische Nebeneinander von mindestens einem halben Dutzend „Ringelspielen" (Karussells) hervorruft. Das eine bemüht sich, den neuesten Walzer aus der „Dollarprinzessin" herunterzuorgeln und dadurch ästhetische Kultur aufs Land zu tragen, das andere stöhnt unermüdlich die ach so gern befolgte Aufforderung hervor: „Drahn ma um und drahn ma auf, was liegt denn dran, weil ma's Geld auf dera Welt net fress'n kann". Eine Frage an einen des Weges kommenden Bauersmann, und meine dunkle Ahnung wird zur fürchterlichen Gewißheit: Hier haben sie heute „Patrociniumsfest", zu Deutsch Kirchtag, da ist natürlich schulfrei. Und die evangelischen Kinder feiern den Feiertag fröhlich mit. Wäre auch eine unerhörte Zumutung an den Schuldiener, heute Dienst zu machen. Was tun? Besuche machen? Ja, bei der alten, kranken Lichtenegger-Ahnl, der Mutter eines Fabrikarbeiters. Die ist heute gewiß daheim, um das Haus und die kleinen Kinder zu

hüten. Aber die gute, brave Ahnl hat heute ihren ganz besonders „törrischen“ (schwerhörigen) Tag; sie hört alles, sie versteht alles, ordentlich gekränkt ist sie, wenn man sie anschreit — leider hört und versteht sie alles falsch. So heißt's nach kurzer Weile den Fuß weiter zu setzen. Wohin, kann nicht fraglich sein. Draußen am Festrain sind ein paar schattige Gastgärten, dort findest du heute jedermann, auch deine Getreuen. Auch der Herr Oberlehrer ist da, ein wenig verlegen versichert er, geglaubt zu haben, daß ich noch vom vorigen Jahre her mich dieses lokalen Feiertages erinnern werde. Ist auch richtig, aber sollen zu dem Vielen, was einem ohnedies im Kopfe herumgeht, auch noch die fünf oder sechs Kirchtage kommen, die ein leidiges Ungeschick alle paar Jahre einmal auf den Wochentag meiner Religionsstunde verlegen kann? Nun habe ich wenigstens Gelegenheit, einmal einen rechten Kirchtag in den Alpen mitzuerleben und einige tiefe Blicke in die Volksseele zu tun. Ein freundlicher Geschäftsmann aus meinem Wohnorte, den ich im Gewimmel entdecke, bietet mir an, mich in seinem „Zeugl“ mit nach Hause zu nehmen. Aber ich danke verbindlichst. Es würde mir doch ein wenig zu spät. Und zu tief darf man am Kirchtag Abend nicht in die Volksseele hinabsteigen, wenn die Geister des Weines und des süßen Methes in Verbindung mit der lieben Eifersucht in der kraftstrotzenden Jugend die altgermanische Kampfeslust aufgeweckt haben. Lieber wieder durch den dunkelnden Abend, den treuen Wanderstab in der Rechten, nach Hause. Ich habe nicht geleistet, was ich wollte und was ich sollte, trotz dreißigkilometrigem Marsche. Aber ich habe wenigstens die Volksseele studiert.

Drittes Bild. Weit, weitab von der Heerstraße liegt das Dörflein Schönau im Gebirge. Des Schicksals Wille hat dort einen „zahlreichen Kindervater“ als Gärtner in einem Gut ans Land geschleudert. Die Kinder besuchen die dortige Volksschule. Sollen sie ganz ohne Religionsunterricht sein? Wohl liegen die Zeiten nicht allzufern hinter uns, wo Hunderte von evangelischen Kindern in der Diaspora Österreichs derart vernachlässigt wurden, vernachlässigt werden mußten. Wohl sind wir selbst jetzt noch nicht überall soweit in der Organisation, daß der Grundsatz restlos durchgeführt werden könnte: Kein evangelisches Kind ohne evangelischen Religionsunterricht. Hier aber läßt sich's machen, wenn auch mit Mühe. Sieben Kilometer zu Fuß, dann 15 Kilometer mit der Bahn, dann 20 Kilometer mit dem Postwagen sind zurückzulegen. Der Rückweg ist begreiflicherweise ebensolange. Zeitaufwand: Ein Tag von morgens halbacht Uhr bis abends halbneun Uhr. Wegen allerlei anderer Geschäfte kann dieser Unterricht nicht ein für allemal festgelegt werden, sondern er wird von Fall zu Fall bestimmt und dem Herrn Schulleiter auf einer Karte mitgeteilt. Eines schönen Donnerstags entsteigt der Pfarrer denn auch dem gelblackierten Klapperkasten, und trifft den Herrn Schulleiter vor seinem Schulhause, unter Blumen und Bienen. „Was — Sie

heute hier?“ Das ganze Gesicht ein Fragezeichen! „Ja, haben Sie denn meine Karte nicht erhalten?“ „Nein, ich hab' nichts bekommen!“ „Soll ich einen Buben nach den Kindern schicken?“ Im ersten Augenblick hatte ich auch daran gedacht. Aber — das Gut, auf dem sie wohnen, ist noch dreiviertel Stunden vom Schulhause entfernt, bis der Bote auf den Strümpfen ist, bis dort die Kinder — am schulfreien Donnerstag! — gefunden, präsentabel gemacht, fortgeschickt sind, sind gut und gerne eineinhalb Stunden vergangen, und in knapp zwei Stunden fährt der Postwagen wieder zurück. Es bleibt mir nichts übrig, als ihn im Dorfwirtshaus abzuwarten. Was nützt's, daß dem Herrn Schulleiter, während er mir dort freundschaftlicherweise Gesellschaft leistet, meine Karte eingehändigt wird, die unterdessen vorerst einmal einen kleinen Umweg gemacht hat und nach Schönau an der Triesting gewandert ist, ehe sie sich entschloß, den Weg zu ihrem deutlich angegebenen Bestimmungsort Schönau im Gebirge anzutreten? Es gehört recht viel Ruhe des Gemüts dazu, um angesichts eines solchen Mißerfolges ohne schwere Verdrießlichkeit den zeitraubenden, umständlichen und leider auch landschaftlich ziemlich nichtssagenden Rückweg zu machen, kostet doch ein solcher Tag auch ein ordentliches Stück Geld, und dann hat man sich herumgetrieben und müde gemacht — um nichts. Zu Hause hätte man alle Hände voll Arbeit, hier hat man — einen Tag verloren.

Ich wüßte noch mehrere Bilder zu zeichnen, von Schneeverwehungen, eingestellten Zügen, verpaßten Anschlüssen, gesperrten Schulen, doch es sei genug des grausamen Spieles. Nicht allzu selten sind solche Vorfälle, die unsereinem immer ein Stücklein der Spannkraft und der Arbeitsfreudigkeit kosten. Gottlob, es sind und bleiben doch die Ausnahmen. Fröhliche Kinderaugen und dankbare Elternherzen geben uns das Jahr über, allen Enttäuschungen zum Trotz, die Gewißheit, daß auch die mühevolle und aufreibende Arbeit, bei der man wahrhaft „an den Beinen gestiefelt sein muß, fertig zu treiben das Evangelium des Friedens“, nicht vergeblich getan ist.

Friedrich Hochstetter.

10. Ein nasser Unterrichtstag.

Wem der Arzt Bewegung verordnet hat, der mag dem Pfarrer einer großen Diasporagemeinde für einige Wochen den Religionsunterricht auf seinen Außenposten abnehmen. Ein Sprengel, in dem es an Bewegung nicht fehlt, ist der der Pfarrgemeinde Budweis in Südböhmen. Sein Gebiet ist etwa halb so groß wie der ganze Freistaat Sachsen, umfaßt u. a. auch den halben Böhmerwald. Um das Jahr 1910 gab es im Pfarrsprengel, der nur etwa 450 deutsche Protestanten gegenüber der Bevölkerung fast eines ganzen katholischen Bistums zählte, 15 Unterrichtsstellen mit 25 Unterrichtsabteilungen auf den mannigfaltigsten Bildungsstufen, vom

Gymnasium und der Lehrerinnenbildungsanstalt herab bis zum einsamen siebenjährigen Volksschüler. Hinzu kam als Gastgemeinde damals vorübergehend Gmünd im niederösterreichischen Waldviertel mit nur einer Unterrichtsstelle.

War die Nachbarpfarrei Pilsen — ursprünglich die Muttergemeinde von Budweis — ohne Pfarrer, so kam deren noch etwas größere Diaspora mit hinzu, was ich einige Monate ausgekostet habe.

Im Pilsener Sprengel, und zwar in Mies, hatte ich einmal das Vergnügen, meine evangelischen Kinder in Anwesenheit und unter Aufsicht einer Nonne zu unterrichten. Die Mädchen-Bürgerschule in Mies, in welcher die evangelische Unterrichtsstelle errichtet („systemisiert") war, stand nämlich unter der Leitung von Nonnen. Eine von ihnen war Direktorin und hatte als solche das Recht, meinen Besuch zu erwarten und meinen Unterricht an ihrer Schule zu besuchen. Beides wurde vorschriftsmäßig und freundlich erledigt. Aufmerksam hörte sie an, was ich meinen Ketzerkindern vom Reformator Luther zu erzählen hatte — dieser Stoff war gerade an der Reihe —, dann zog sie sich mit freundlichem Gruß zurück.

Aber solch ein besonderes Erlebnis, das dem regelmäßigen Ablauf der anstrengenden Pflicht einmal eine angenehme Würze gab, kam selten vor. Hingegen war das Bahnfahren und Fußwandern zu den einzelnen Unterrichtsstellen mit pflichtgetreuer Regelmäßigkeit pünktlich abzumachen, je nachdem halbwöchentlich oder wöchentlich oder halbmonatlich oder monatlich. Jeder Tag war besetzt, und ohne die Hilfe eines Vikars war überhaupt nicht durchzukommen. Im eigenen Budweiser Sprengel lag der nördlichste Posten, der monatlich aufzusuchen war, an der oberen Moldau, nahe ihrer Quelle, hinter dem Naturschutzgebiet des Kubani-Urwaldes. Um dorthin zu gelangen, brauchte es zur Hinreise 3½ Stunden Bahnfahrt, und dann noch 15 Kilometer zu Fuß oder zu Wagen.

Von dem südlichsten Posten möchte ich im folgenden erzählen. Aus dem Norden Böhmens, unmittelbar an der sächsischen Grenze, war in den äußersten Süden des Kronlandes, wo es sich mit einem Zipfel zwischen die Länder Ober- und Niederösterreich einschiebt, eine evangelische Postmeistersfamilie versetzt worden; weit und breit kein Anschluß für sie in Glaubenssachen. Die Kinder mußten Religionsunterricht haben, wozu der Budweiser Pfarrer jeden Monat einmal für zwei bis drei Stunden heraufkam. Dazu war eine Reise von 24 Stunden nötig: Abends zwei Stunden Schnellzug bis zu dem oberösterreichischen Städtchen Freistadt; dort übernachten; am andern Morgen gegen 5 Uhr auf dem offenen Postkarren fünf Stunden lang den Berg hinauf; nachmittags auf demselben Wege zurück. Der Romantiker und Naturfreund kam dabei auf seine Kosten. Freistadt lag noch wie im Mittelalter mit Graben, Wall, Mauern und Türmen da. Die Postfahrt ging über grüne Bergmatten mit seltenen Blumen, durch prächtige Wälder, vorüber an einem Waldschloß, an dem ein Eichendorff seine

Freude gehabt hätte, und je höher die rumplige Fahrstraße den Berg hinaufstieg, desto höher hob sich fern im Süden, über die weite Donau- und Traunebene hinweg, die silbergraue Alpenkette mit dem Großen Priel empor. So konnte die Fahrt an schönen Sommertagen ein Genuß sein; weniger im rauhen Winterfrost oder an Regentagen.

Ein Regentag ist mir in deutlichster Erinnerung geblieben. Als ich im Morgengrauen das Gasthaus in Freistadt verließ, regnete es in vollen Strömen. Der offene Postwagen, der für den Kutscher und drei Fahrgäste Platz hatte, erfreute sich unter diesen Umständen keines weiteren Zuspruchs. Ich schwang mich hinter den Kutscher auf einen leeren Sitz, wo ich mich bequem in einige Decken hüllen konnte, jeder zog seinen Mantel an, ich spannte, was freilich dem Kutscher ein bemerkliches Lächeln ablockte, meinen Schirm auf, und los ging es. Nach einer Stunde begann sich der Sitz und damit der Mantel von unten her zu durchfeuchten; der Schirm wanderte als untaugliche Schutzwaffe in die Wagenecke; im Gasthause eines Bergdörfels, in welchem nach 1½ Stunden die erste Station gemacht wurde, dampften sich bald am Feuer der Kutscher- und der Pfarrermantel an. Nach weiteren zwei Stunden wiederholte sich dasselbe in verstärktem Grade auf der zweiten Station. Der Anzug auf dem Leibe mit den naßgewordenen Vorderärmeln ließ sich nicht gut ablegen. Im Postmeisterhause, zu dem die Post ja auch durch den stärksten Regen schließlich durchdringen muß, wurden aber trockene Haussachen hervorgeholt und die nassen Stiefel an den Ofen gestellt. Nach drei Stunden Unterricht, Sättigung, Unterhaltung und Erwärmung mußte jedoch die Reise wieder angetreten werden; nicht auf demselben Wege zurück, sondern nunmehr nordwärts nach Böhmen hinein, nach dem drei Stunden entfernten Deutsch-Beneschau. Auf halbem Wege dahin, mitten im schönsten Hochwald, liegt ein Dorf, bis zu dem mich der Postmeister fuhr. Im Gasthaus wieder vergeblicher Versuch, am Feuer den längst wieder durchnäßten Mantel zu trocknen. Dann Fußmarsch. Am späten Nachmittag langte ich in Deutsch-Beneschau an. Hier ist nur ein einziger Mensch evangelisch, ein junges Mädchen von 15 Jahren. Der Vater, Protestant aus Oberfranken, war Lokomotivführer in Adrianopel gewesen. In den Ruhestand getreten, zog er in die Heimat seiner katholischen Frau nach Deutsch-Beneschau. Hier starb er; seine Beerdigung war auch ein erzählenswertes Erlebnis. Nun sollte die Tochter, im Orient doch evangelisch erzogen, zur Konfirmation vorbereitet werden. (Die Konfirmation habe ich später in Budweis vollzogen; Mutter und Tochter konnten die Reise dahin und zurück an einem Tage nicht bewältigen.) Hier also kehrte ich durchnäßt wieder für zwei Stunden ein, freundlichst aufgenommen, mit heller Freude an dem Fleiß und Verständnis der Schülerin. Abends wieder auf zu einem zweistündigen Fußmarsch nach Kaplitz, die Straße mehr See als Land. Unterwegs geriet ich im Finstern beinahe in einen

hart am Wege liegenden Teich. Von Kaplitz aus hätte ich noch eine Stunde Weg zum Bahnhof und dann eine Stunde Bahnfahrt bis Budweis gehabt. Aber ich hatte für heute genug, kehrte im Gasthaus ein, legte mich zu Bett und ließ meinen triefenden Mantel mit den Stiefeln in der warmen Küche über Nacht trocknen. Völlig war das bis zum andern Morgen nicht gelungen.

Im Trocknen liest sich so etwas ganz angenehm. Ich war zufrieden, auf dieser Tages-Regenfahrt zwei Hausbesuche gemacht und drei Kindern den Unterricht für einen Monat erteilt zu haben.

Hans Koch.

11. Diaspora-Kinder.

Die Kinder haben im andersgläubigen Lande natürlich, wie sich denken läßt, auch schon ihren Kampf zu bestehen. Nicht immer so hart wie in jener oberösterreichischen Schule, deren gesetzlich-interkonfessionelles Gepräge statt des tatsächlich katholischen der evangelische Ortspfarrer herauszuarbeiten versuchte, indem er seine eigenen Kinder — kleine Märtyrer — eben in diese öffentliche Schule statt in die evangelische, vom Staat nicht unterstützte Privatschule gehen ließ. Aber doch gibt es viele Anlässe zu schlichtem Heldentum bei vielen kleinen Protestanten.

Traurig war's ja immer, wenn solch ein Kind noch im Sarge ohne seinen Willen zum Helden oder Mittelpunkt eines aufregenden Kampfes der kleinen Minderheit gegen harte Bestimmungen der Romkirche oder gegen ein hartes Priesterherz wurde.

In Budweis läuteten nach altem Herkommen die unter dem Verfügungsrecht des katholischen Dekanatamtes stehenden Stadtglocken auch den Protestanten auf ihrem letzten Gang zum Friedhof. Nur ein siebenjähriges Mägdlein, das einzige Kind und Herzblatt ihrer bedauernswerten Eltern, mußte im Tode büßen dafür, daß ihr Vater den Zorn der tschechischen Kapläne auf sich gezogen hatte. Bei ihrem Begräbnis wurde ausnahmsweise das Geläut versagt.

In einem kleinen, altertümlichen Böhmerwaldstädtchen P. grämte sich eine evangelische Mutter darüber, daß ihrem einzigen Kinde, im Alter von wenigen Monaten verstorben, keine Glocke zum Begräbnis klingen sollte. Sie faßte sich ein Herz, ging zum katholischen Dechanten und tat vor ihm einen Fußfall um das Geläut. Es war eine vergebliche Demütigung.

Ein altevangelischer Fabrikdirektor tief im Böhmerwalde verlor sein einziges Kind, ein zwölfjähriges Töchterchen, jäh an Pilzvergiftung. Ihre katholischen Schulkameraden durften vom Trauerhause nur bis zur Ortsgrenze, nicht bis zum Friedhof das Geleit geben, und als der Trauerzug auf dem Friedhof des stundenweit entfernten Klosterstädtchens H. anlangte, fand er das Grab im Selbstmörderwinkel ausgehoben — ein Grund zu sittlicher Em-

pörung der Hunderte von anwesenden Katholiken. Der Vater, der nicht noch mehr Aufregung wünschte, verzichtete auf Erzwingung eines ehrlichen Reihengrabes. Der Versuch, auch den evangelischen Pfarrer am Reden zu hindern, mißlang.

Gegenüber solchen traurigen Erfahrungen an Kinderleichen stehen viele erfreuliche Erinnerungen an wackeres Standhalten lebender Kinder. Ihr Kampf spielt sich natürlich oft in kindlichen Formen ab. In Klostergrab machte ich alle paar Tage mit den evangelischen Kindern eine kurze Wanderung am Hange des Erzgebirges. Allerlei Anliegen der jungen Gemüter erfuhr ich dabei. Einmal wurde ich Zeuge einer Unterhaltung zweier zehnjähriger Mädchen: „Hast du heute in der Schreibstunde das Wort mitgeschrieben?" „Was denkst du? Das Wort werde ich doch nicht schreiben!" Dem geheimnisvoll-gräßlichen „Wort" forschte ich nach. In der Schreibstunde war das große R geübt worden. Als ein Beispiel unter anderen hatte der Lehrer das Wort „Rom" gegeben. Aber die beiden Los von Rom-Kinder fühlten sich in ihrem jungen Protestantengewissen außerstande, das schwarze Wort in ihre Schreibfeder zu nehmen.

In Gmünd, im niederösterreichischen Waldviertel, befand sich unter der kleinen Herde meiner Jüngsten ein Knirps, der gut und gern als Dreikäsehoch bezeichnet werden konnte. Der räumt im geordneten Marsch mit seinen Klassengenossen nach der Unterrichtszeit das Schulzimmer. Draußen steht der Herr Katechet im Priesterkleide, um in dem geräumten Zimmer seine Religionsstunde zu beginnen. Die geschlossene Marschordnung grüßt. Bloß Knirps, unterm Brustlatz schon den Protestantentrotz, grüßt nicht. „Bub, willst du mich nicht grüßen?" Antwort im vollen Abmarsch: „Du gehst mir gar nichts an!"

Ernster war die Probe, die ein Achtjähriger im heiligen Land Tirol zu bestehen hatte. Sein Vater, Bahnbeamter, übergetreten, war vom äußersten Norden Österreichs, dem Erzgebirgskamm an der sächsischen Grenze über Klostergrab, in den äußersten Süden der Monarchie, in die Umgegend eines Weltkurortes in Südtirol, versetzt worden. Abgesehen von einer jungen Schloßfrau, die in Glaubensdingen zwischen dem katholischen Gemahl und den katholischen Kindern einen wehmütig-einsamen Stand hatte, war diese Beamtenfamilie dort unten die einzige evangelische in Stundenweite umher. Der tapfere kleine Bub fuhr täglich mit der Bahn zur evangelischen Schule der Kurstadt. Einmal war er auf der Rückfahrt nach Hause begriffen und hatte seine Schulbücher zum Lernen vor. Vom Doktor Luther las er grade. Da steigt ein katholischer Geistlicher in sein Abteil, kommt mit dem Jungen ins Gespräch und läßt sich das Buch zeigen. Wie er den Luther drin sieht, wird er ganz aufgeregt. „Du bist ein Protestant? Schade! Der Luther ist ein ganz schlechter Mensch gewesen." Auf der nächsten Haltestelle stieg er aus. Den Knaben, der von seinen Eltern zur Achtung auch vor dem andersgläubigen Priester

erzogen war, brachte dies Wort des erwachsenen Mannes in eine starke Verwirrung. Aber sein Kindergemüt fand sich noch während des Restes der Fahrt zurecht. Daheim erzählte er den Eltern den Vorfall und schloß: „Ich glaubs aber nicht, daß der Luther ein schlechter Mensch war. Sie haben ihn doch zum Doktor gemacht. Da kann er doch kein schlechter Mensch gewesen sein".

Hans Koch.

12. Auto heraus!

Ein Bild aus der böhmischen Diaspora.

Nach Schluß des Religionsunterrichtes auf einem der dörflichen Außenposten ist der Pfarrer der weitverzweigten Gemeinde noch ein wenig bei seinem Freund und Mitarbeiter, dem Vorsteher der Predigtstation, eingekehrt. Es ist der Direktor des Landwirtschafts- und Brauereibetriebes einer großen Herrschaft, die in die Hände eines Großindustriellen übergegangen ist; wir befinden uns im böhmischen Hopfenlande. Da klingelt es am Telephon; die Frau Pfarrer aus der Stadt wünscht ihren Mann zu sprechen. Sie meldet ihm, ein Bote sei eben eilends angelangt aus einem Dorfe, stundenweit nach der entgegengesetzten Richtung, in dem auch eine kleine Predigtstation liegt, der Pfarrer möge sofort hinauskommen. Er hört, was die Gattin meldet, und ruft dem Freunde, dem Direktor, zu: „Komm, und hör einmal das Telephongespräch an." Und da hört denn der Direktor, was der Bote gemeldet hat: Im Dorfe W. liegt der alte Michael seit drei Tagen im Sterben und kann nicht sterben, weil er das Heilige Abendmahl noch nicht empfangen hat. Die katholische Verwandtschaft hat ihm die Bitte, den evangelischen Pfarrer eilends zu benachrichtigen, nicht erfüllt. Sie sagen: „Was wird daran liegen?" Da endlich, am dritten Tage ist der Bote abgesandt, weil die Todesnot drängt, und die Angehörigen meinen, jetzt könne der evangelische Pfarrer doch nicht mehr rechtzeitig zur Stelle sein. „Aber wie komme ich von hier jetzt dort hin", sagt der Pfarrer, „ehe der Mann stirbt? Der Weg ist weit; — soll ich es mit dem Rade versuchen?" Da eilt der Direktor ans Hoffenster und ruft laut dem Kutscher zu: „Auto heraus!" Fünf Minuten später ist der Pfarrer in sausender Fahrt unterwegs zur Stadt, wo schnell Talar und Abendmahlsgerät aus dem Pfarrhaus geholt wird, und weiter durch die Stadt, hinaus zum sterbenden Michael. Und ehe der Bote nur zurückgekommen und Antwort gebracht hat, die Antwort, daß der Pfarrer eben leider nicht zu Hause gewesen sei, ist dieser bereits zur Stelle.

Das war eine Abendsmahlsfeier im ärmlichen Stübchen! Wie wurde die arme Seele so hoch erquickt. „Ich hatte viele Bekümmernisse in meinem Herzen, aber deine Tröstungen erquickten meine Seele," dieses Psalmenbekenntnis wurde an dem friedlichen Sterbenden wahr. Am selben Abend verschied er. Aber im Trauerhause

kamen sie nicht zur Ruhe über das wunderbare Erscheinen des evangelischen Pfarrers. Hatten ihn Gottes Engel gerufen? Er war ja eher da, als der Bote nach der Berechnung der Familie überhaupt in der Stadt hatte anlangen können. Der Bursch war doch zu Fuß abgesandt. Aber beim Dorfausgang hatte er bereits den Wagen des Schlächters aus der Stadt getroffen, und der hatte ihm erlaubt, aufzusitzen. Und dann hatten sie doch gerechnet, der Pfarrer werde gar nicht zu Hause sein, und darin hatten sie recht gehabt. Schon hatte es ein Gemurmel gegeben unter den Katholiken im Dorf: der alte Abgefallene, es war einer derer, die sich los von Rom gemacht hatten, werde ohne Trost hinfahren. Die katholischen Gebete der eigenen Hausgenossen hatten bei ihm nicht verfangen; er war im Sterben nicht mürbe geworden, um zurückzukehren in den Schoß der römischen Kirche. Maria hilft ihm nicht mit allen lieben Heiligen, so hatten sie gedacht; sollte ihm der Luther helfen? Ja, der treue Gott, zu dem er beten gelernt hatte, wie Luther lehrt, hatte geholfen. Der evangelische Pfarrer war zur Stelle, ehe es zu spät war. Fast wie ein Wunder deuchte es die Dorfgenossen.

Am dritten Tage war das Begräbnis; solch ein Begräbnis war noch nicht gewesen in dem Dorfe. Die Leute standen gedrängt in den Straßen, und hochansehnlich war der lutherische Leichenzug. Das Evangelium aber ward am Grabe mit frohem Bekenntnis vor offenen Ohren und Herzen verkündet. Saat wurde ausgestreut auf dem Friedhofe, die aufgehen mußte unter Gottes Segen. In den Herzen der Dorfbewohnerschaft hatte das Evangelium einen großen Erfolg erstritten.

Der Pfarrer fuhr nach Hause, diesmal im Wagen, und nicht mit dem Rad, wie gewöhnlich, wenn's zum Religionsunterricht hinausging, im Sonnenbrand oder im Herbststurm. Ja, solch ein Auto, das müßte ein Diasporapfarrer immer zur Verfügung haben, das war sein Gedanke. Nicht immer ist solch wackerer Freund vorhanden, der rufen kann: Auto heraus! Wenn die das wüßten, die zum Vergnügen im Kraftwagen das Land durchsausen, was für saure, mühsame, ermüdende, entkräftende Wege solch ein armer Diasporapfarrer oft an einem einzigen Sonntag zurückzulegen hat! Und wieviel schneller könnte auch das Evangelium „laufen" durchs Land und von Herzen zu Herzen, wenn zum Diasporapfarrer auch das Dienstauto käme!

Wilhelm Ziegenspeck.

13. Schriftleitung in der Schusterwerkstatt.

Schriftleiternöte sind ein Kapitel für sich. Wer von den Lesern ahnt etwas von ihnen, wenn er sein Blatt fix und fertig in der Hand hält. Auch kleine Blättchen machen oft große Nöte. Ein Glück, wenn einem der Humor so hindurchhilft, wie damals in der Schusterwerkstatt. Das war so:

Den anderthalbstündigen Weg nach Schlackenwerth hinunter zum Religions- und Konfirmandenunterricht hatten die Sohlen gerade noch ausgehalten. Jetzt war's aber auch höchste Zeit, ein Paar neue aufnageln zu lassen. Meister K. in Schlackenwerth hatte mir schon vor acht Tagen versichert, daß er das nach der Schule schnellstens und bestens besorgen würde. Ich könnte gleich darauf warten. Also nach den zwei Religionsstunden und dem Konfirmandenunterricht hin zu Herrn K. Hoffentlich geht's wirklich so schnell.

Aber in den Taschen stecken die „Manuskripte" für Heft 2 des „Deutschen Glaubens". Sie müssen unbedingt heute noch nach Reichenberg zum Drucker. Das meiste ist fertig, auch der Briefumschlag samt Bindfaden und Briefmarken ist vorbereitet. Aber die zwei wichtigsten Aufsätze sind noch zu überarbeiten und abzuschließen, auch sonst noch eine Menge Kleinigkeiten (nur der Fachmann kann das verstehen) in Ordnung zu bringen. Da ist keine Zeit zu verlieren, wenn der Brief mit dem letzten Zug noch mitgehen soll. Und mitgehen **muß** er. Es ist höchste Zeit fürs neue Heft!

In der Schusterwerkstatt sitzen der Meister, der Altgesell, der Junggesell und der Bruder des Meisters bei der Arbeit. Der Herr Schuhmachermeister versteht schnell, worum es sich mir außer der Schuhbesohlung noch handelt. Fünf Minuten später sitze auch ich bei der Arbeit, auf einem kleinen Hocker am Zuschneidetisch rechts gleich neben der Tür, in der Ecke. Der Meister hat mir seine Potschen geliehen, sein jüngerer Bruder ein Tintenfaß samt Halter und Feder und eine Schreibunterlage. Den einen von meinen Schuhen hat hinter mir der Meister selber in Arbeit genommen, den anderen der Junggesell. Links von mir ist der Altgesell mit einem Schaftstiefel beschäftigt, und schräg rückwärts der Bruder des Meisters mit einem feinen Damenlackschuh. Der jüngere Bruder liest aus der Zeitung die neuesten Nachrichten vor.

Die Unterhaltung schweigt keinen Augenblick. Zwischenein kommt auch das Töchterlein um Geld für Schulhefte, und die Frau des Altgesellen bringt ihm seine Jause. Kurz, es ist dauernd „Leben in der Bude".

Aber die Schusterarbeit geht gut vorwärts. Und die Schriftleiterarbeit auch. Kräftig klopfen hinter mir die Hämmer hart auf hart. Auch auf meinem Tisch geht es eben hart auf hart. Dort bohrende Pfriemen, hier bohrendes Denken. Dort wird gefeilt und geglättet, und hier wird gefeilt und geglättet. Dort wird Widerstrebendes zusammengeheftet und verbunden und hier ebenso. Dort wird geklebt und hier wird geklebt. Der „Schuster-Papp" erweist sich wegen seiner Zähigkeit als nicht besonders geeigneter Klebstoff für dünnes Papier, aber „es geht auch". Als die Schuhe fertig sind, bin auch ich ein großes Stück vorangekommen und bin sicher, daß auch meine Arbeit fertig werden wird.

Ich bezahle, was ich schuldig bin, wir unterhalten uns noch ein wenig über brennende Tages- und Zeitfragen, dann verlasse ich,

befriedigt von den Ergebnissen unserer beiderseitigen Tätigkeit, mit ganzen Sohlen und Absätzen und ziemlich ganzen Aufsätzen diese außergewöhnliche Arbeitsstätte.

In der Bahnhofsrestauration, wo sich's erfahrungsgemäß auch gut schreiben läßt, gibt es dann noch zwei Stunden heißer Arbeit. Und als der Zug nach Komotau einfährt kann eben der Bindfaden um den Brief geschlungen werden — „Expreß"-Marke drauf, und hin zum Postwagen —. Fertig!

Um eine Last leichter kann ich in das Zügle nach St. Joachimsthal einsteigen, das mich bis 11 Uhr nach Hause bringt. — Da kommt dann noch die Bücherschau und der Umschlag dran ...

Aber gut arbeitet sich's in der Schusterwerkstatt!

Otto Waitkat.

14. Zwei Gottesdienste.

In einer einzigg großen, schwarzgrünen Welle fließt der Fichtenwald zu Tal, um auf der anderen Seite wieder aufzusteigen und im milchweißen Himmel zu verschwinden. An zwei, drei Stellen tauchen bläuliche Rauchfahnen auf, wie von kleinen Dampfbooten, die gen Osten fahren, und wie eine lange Mole springt vor mir in des Bergwaldes unermeßliche Weite die gelbe Straße, auf der fast unaufhörlich Tragtiere und Räderkarren ziehen. In einem öden, felsigen Kessel, um dessen Mitte diese Straße wie ein schmales Band sich legt, steht mein Heim, aus rohen Brettern und Balken gezimmert und mit Dachpappe gedeckt, an die steinigen Bergwände sich duckend, wie ein Soldat vor der Sicht eines feindlichen Fliegers. Deutsche Heimfreude hat es wohnlich ausgeschmückt: Kriegsbilder grüßen von den Wänden, und aus der rostroten Geschoßhülse springen des Spätsommers letzte bunte Blumen. Wir verlieren im Kriege den Frieden nicht!

Seit meiner Rückkehr vom Urlaub teile ich mein Zimmer mit dem katholischen Feldkuraten unserer braven 27er, Anton Ullmer, der auf kurze Wochen als Divisionspfarrer zu uns kommandiert worden ist. Kennt ihr ihn? — Eine hohe, kräftige Gestalt, aufrecht und stolz, das gesunde, rote, offene Gesicht von einem blonden Vollbart eingefaßt, hinter großen, kreisrunden Brillengläsern graue, freundliche, immer lachende Augen, um die schlichte, abgetragene feldgraue Bluse den ganzen Tag den Überschwung mit dem gelben Doppeladler tragend, ein Bauernsohn aus der Oststeiermark, der sich ebenso sehr als Bauer wie als Priester fühlt und mit Stolz von seinem kleinen Weingut in der Heimat spricht, das er einmal am Feierabend seines Lebens bewohnen und bewirtschaften will, mit seinen Leuten wie ein Bruder in ihrer Mundart sprechend, immer ein Scherzwort auf den Lippen, immer Freude und Frieden im Herzen, mit einem kindlichen Gemüt und einem männlichen Willen, unerschrocken in der Gefahr, ein häufiger Gast auf dem

Hilfsplatz und im Schützengraben, so ist er der echte Soldatenpfarrer, auf den jedes Regiment neidisch sein kann, auf den sein Regiment mit Recht stolz ist. Mich verbindet mit ihm die schönste Kameradschaft. Ich aß von seinem Speck und Brot, und er rauchte von meinen Zigarren. Bei einem Begräbnis trug er unter dem weißen Chorhemd meinen Talar. Und zu Ostern teilte ich beim Heiligen Abendmahl Hostien aus, die er mir bereitwillig gegeben hatte. Und wie wir Söhne eines großen Volkes und Pfarrer zweier Kirchen auch im höchsten eines Sinnes sind, davon will ich euch heute erzählen.

In unserer Nähe hauste, im Bergwald ganz versteckt, ein Feldkanonenregiment, meist deutsche Leute aus dem Kärntnerland. Seit März war keine Gelegenheit mehr gewesen zu einem katholischen oder evangelischen Gottesdienst. Das ist etwas für uns: Auf, Anton Allmer, erst predigst du, dann ich! Und er war gleich dabei.

Samstag morgen! Aus weißen Wolken schaut ein kleines Stück vom blauen Himmel freundlich wie ein Gottesauge auf uns nieder. Es ist wundersam still. Wie mitten im Frieden. Die Geschütze bellen heute nicht, und kein Gewehrschuß läßt sich hören. Die Fahne mit dem roten Kreuz auf dem kleinen, spärlich bewachsenen Hügel flattert lustig im Winde: weil nur wenig Verwundete in unseren Baracken stöhnen!

Wir steigen beide aus dem Kessel zur Straße auf, an einem Soldatenfriedhof vorüber, von unseren Soldaten mit großer Liebe und vielem Fleiß angelegt und ständig gepflegt: an die Hundert schlafen hier, acht Italiener darunter. Und jedes Grab ist von einem grünen Rasen eingefaßt und hat ein grünes Rasenkreuz vor dem schlichten Holzkreuz, das auf einer weißen Tafel in gebrannten Lettern des Toten Namen, Regiment, Geburtsort und Todestag der Nachwelt meldet, und in der Mitte des Gottesackers ragt, aus zwei rohen Fichtenstämmen aufgebaut, ein mächtiges Kreuz auf, als versöhnendes Sinnbild unseres Tod und Grab überwindenden Glaubens.

Wir gehen sinnend weiter: Uns Predigern predigen die Toten! Auch die rauchgeschwärzten, starren, dachlosen Mauern des Finanzwachhauses links von uns mahnen uns an den Krieg, und rechts vom Wege, im Schutze des Waldes, haben drei wackere österreichische Jünger der heiligen Barbara aus allem Erdenstreit den ewigen Frieden gefunden.

Nach einer Viertelstunde sind wir am Ziel. Offiziere des Regiments, an der Spitze der Oberst, erwarten uns. Auch die Mannschaft steht schon bereit, und laute, scharfe Befehlsworte schallen durch die friedliche Stille des Morgens.

Wir steigen etliche fünfzig Schritte zu der Stätte nieder, die Allmer tags zuvor zur gottesdienstlichen Andacht ausgesucht hatte. Eine treffliche Wahl! Rings um uns Wald, mit seinen Bäumen für die Ferne die wirren Steinmassen und zerrissenen Felsblöcke bedeckend, die er in der Nähe mit all seinen Gras und Moos, mit

Alpenrosen und Schwarzbeergesträuch nicht zudecken kann. Unmittelbar unter dem mit grünen Baumzweigen maskierten Feldgeschütz, dessen gieriges Maul für jetzt ein schwarzbrauner Lederdeckel schließt, steht der Altar: seine Tücher sind blendend weiß, und seine Decken reich mit Gold gestickt. In großem Halbkreis sammelt sich die Mannschaft hinter den Offizieren um den Altar und steht am abschüssigen Hang so tief, daß es dem Priester scheinen mag, als sei er auf der Kanzel einer Kirche. In weißem Meßgewand, hoch aufgerichtet, steht Allmer da; ein Harmonium beginnt zu spielen, und Sanitätsleute, darunter der wackere, vollbärtige Feldwebel aus Graz, singen in harmonischem Viergesang ein frommes Lied.

Nach der Verlesung des Evangeliums predigte der Feldkurat. Ich habe in meinem Leben nicht viele katholische Predigten gehört, aber an diese will ich oft und gerne denken: die war eine seltsam-eigenartige Mischung von rednerischem Pathos, das besonders in der Einleitung bei der Schilderung des wilden Völkerringens wirkte, und gemütvollem, fast plauderndem und dann die Alpenmundart nicht verschmähenden Sprechen zum Herzen des schlichten Mannes:

„Ich stehe vor euch nicht bloß als Priester. Ich bin auch ein Doktor. Es gibt allerlei Krankheiten, besonders im Kriege. Aber ich habe ein Universal-Heilmittel, das hilft jedem und immer, und ist gut für jede Krankheit. Und es ist ganz billig, ja, es kostet nichts, und es hat den Vorteil, daß man es immer bei sich tragen kann. Da braucht man kein Tragtier. Man braucht nicht einmal einen Rucksack. Man hat's hier drinnen in seiner Brust. Und dieses Heilmittel heißt: Gottvertrauen!"

Und nun sprach er von Gott, als dem guten Menschenvater, der uns lieb hat, der uns keine Bitten abschlägt, wie es das verlesene Evangelium dartut, und der uns nicht untergehen läßt, „wie man einen Maikäfer z'sammtritt". Er sprach von Gott so wahr und kindlich und herzandringend, daß ich meine: in das müdeste und trübste Auge muß wieder unter seinen Worten das Leuchten einer frohen, frommen Zuversicht gezogen sein, und jedes heimwehbange Kriegerherz muß sich in aller Not des Krieges geborgen gefühlt haben in eines großen und starken Königs ewigen Armen.

Bei der Wandlung, vor der von den Lippen der Sänger ein Marienlied erklang, bei der alles um mich — den einzigen Protestanten — herum mit gesenktem und entblößtem Haupte auf den Knien lag, brach siegreich die Sonne durch das Gewölk und übergoß mit ihrem reichen silbernen Licht Soldatenpfarrer und Soldatengemeinde, Altar und Geschütz, wie ein freundlicher Segensgruß aus den Augen des lieben Gottes, und ward nicht müde, uns zu grüßen und uns zu spenden, bis das Gebet für den Kaiser und die Hymne auf den Kaiser in der Einsamkeit des Waldes verklang.

Nach der Feldmesse vereinte uns in einem schmalen, kleinen Offiziersunterstand mit einigen Leutnants des Regiments ein fröh-

liches Mahl, und im Laufe der heiteren Unterhaltung rief ich dem Amtsbruder, im Gedenken an die Stellung des Altars unmittelbar unter dem Geschütz, die neckischen Worte zu: „Du, Allmer, heute hast du aber unter der Kanone gepredigt!“

Am Abend machten die Welschen einen Feuerüberfall. Der Himmel hing voll goldener Sterne. Ein Bild des schönsten Friedens, das in grellem Gegensatz zu dem Gewehrgeknatter stand, das rollend an unser Ohr tönte, zu den Kanonenschüssen, die in die Stille des Abends dröhnten, und zu dem Heulen der feindlichen Granaten, die 200 Meter von uns krachend auf den Felsen und auf der Straße zersprangen.

Der nächste Tag war ein Sonntag und war mein Geburtstag. Meine Zuhörerschar war viel kleiner, als die am Tag zuvor. Aber der Oberst und die anderen Offiziere hatten sich wieder eingefunden, und mitten unter ihnen stand Kamerad Allmer. Und mein Altar und mein Gottesdienst waren viel einfacher, als der katholische, aber dafür sangen statt des gestrigen Viergesanges alle meine Leute das altniederländische Dankgebet, und ein katholischer Offizier begleitete uns auf demselben Harmonium. Es war mein erster evangelischer Feldgottesdienst, den ich dem Regiment im Feindeslande halten konnte. Das machte uns stolz: „Wir fällen welsche Bäume und pflücken welsches Edelweiß. In welsche Felsen habt ihr eure Deckungen gegraben, eure Kanonen donnern gegen welsche Berge, und der welsche Himmel sendet euch Regen und Sonnenschein.“

Und ich kam vom Urlaub. Das lenkte ganz von selbst den Blick zurück in die geliebte Heimat. Meine Lungen waren gleichsam noch voll von der Luft der Heimat, mein Herz war noch voll von der stillen Freude, vom heiligen Segen der Heimat: „Ich bin durch die Fluren der Heimat gefahren. Ich sah ihre Felder golden liegen und halmschwer und erntefroh, von blauen Kornblumen eingefaßt, und die Luft war erfüllt vom süßen Duft des Sommerheues. Ich hörte die Glocken der Heimat wieder läuten und sah wieder Kinder spielen im Sonnenglanz, und schaute dem Volk der Heimat zu bei der Arbeit und in der Feierabendruh, und ich habe die Daheimgebliebenen von euch gegrüßt, und bringe euch die Grüße und den Segen und den Dank der Heimat.“

Und wenn Allmer am Tage zuvor von Gott als unserem Vater redete, so gebrauchte ich ergänzend einen anderen Vergleich:

„Gott ist wie unsere Mutter. — Wißt ihr's noch, wie ihr's gemacht habt, als ihr noch kleine Buben waret? Da habt ihr euer kleines Kinderleid zu ihr getragen und habt weinend und schluchzend den zerzausten Kopf in ihren Schoß gelegt und habt ihr euren Schmerz geklagt, und sie fuhr euch liebkosend, streichelnd über euer Haar, mit einer Hand, so weich und lind, wie es keine zweite auf der Erde gibt, und sprach euch zu, beruhigend und tröstend, mit einer Stimme, die hold und süß ist, wie Sonntagsglockenläuten im Frieden, und aller Kummer war versunken und vergessen. So

macht's mit uns der Herrgott: Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet.“

Als ich zum Schluß segnend meine Hände erhob zu dem Friedenswunsch: „Der Herr segne euch und behüte euch,“ da traf auch mich und meine kleine Schar der sieghafte Strahl der goldnen Morgensonne, wie eine tröstliche und köstliche Gottesantwort, wie ein Ja und Amen zu allem, was wir dem Vater- und Mutterherzen droben im Himmel gesagt und geklagt hatten.

Als Allmer und ich hernach nach Hause gingen, drückten wir uns die Hand, sahen uns tief in die Augen und sagten nichts: wir verstanden uns auch ohne ein Wort.

Am Nachmittag aber, als ich still für mich in Gedanken verloren und dankbar für die reiche Sonne, die auf meinem Leben und Wirken liegt, meinen Geburtstag feierte, trat der Grazer Feldwebel (der beiden Gottesdiensten beigewohnt hatte) auf mich zu und sagte mir: „Die Predigten von den beiden Herren Feldkuraten gestern und heute sind eigentlich ganz ineinander verronnen.“

Ludwig Mahnert.

Ja, ist das verwunderlich?

15. Marburger Ausklang.

Als unser Volk zusammenbrach, vom Hunger übermannt und von hinten erdolcht, unter der Übermacht seiner Feinde, da begann auch unsere südmärkische Not. Da wurde das deutsche Leid, davon der steirische Dichter Rudolf Hans Bartsch gesungen, eine erschreckende Wirklichkeit, da setzte das kleine Völklein der Slowenen, ein südslawischer Stamm, kaum 1 200 000 Seelen zählend, ein Volk ohne Geschichte, Kultur und Literatur, es setzte unserem deutschen Volk im steirischen Unterland den Fuß auf den Nacken, von den Türmen und Zinnen der deutschen Städte Marburg a. d. Drau, Pettau, Friedau, Cilli, Rann, Lichtenwald, Schönstein, und wie sie alle heißen, wurde das deutsche Dreifarb unter viehischem Gebrüll hergetreten, und schutzlos, rechtlos, freundlos waren wir der Willkür, der Grausamkeit unserer Feinde preisgegeben.

Als die stets verläßlichen Bollwerke und Vorposten unseres deutschen Volkstums wurden ganz besonders die evangelischen Gemeinden in Untersteiermark verfolgt. Den Oberbefehl über die Stadt Marburg führte, nachdem sie kampflos von einer kleinen Schar slowenischer Soldaten in Besitz genommen war, der General Meister, dessen Großvater aus Nürnberg eingewandert war. Da es mir in jahrzehntelanger Arbeit unter Gottes Segen gelungen war, ein blühendes evangelisches Gemeindeleben in der Draustadt zu entfalten und mehr als 2000 Katholiken in unsere Kirche aufzunehmen, so bedachte mich die römisch-katholische Geistlichkeit mit ihrem ganz besonderen Haß. Marburg, eine Stadt von 30 000 Einwohnern, darunter 6000 Slowenen, besaß keinen einzigen deut-

schen, katholischen Priester: vom Fürstbischof von Lavant, der in Marburgs Mauern residierte, bis zum letzten Zögling im Priesterseminar, alles waren fanatische, radikale, nationale Slowenen. Und als nun am Allerheiligentage 1918 die braven 47er wie in einem Leichenzug aus Marburg gen Norden abgezogen waren, weil der alte deutsche Bürgermeister angeblich keine Unterkunft und keine Verpflegung für sie hatte, da fand sich bald eine Gelegenheit für den römischen Klerus, sein Mütchen an mir zu kühlen.

Eines Morgens ordnete der General Meister die Entwaffnung der aus Deutschen und Slowenen bestehenden, städtischen Schutzwehr an, weil das deutsche Element in ihr ihm schon zu stark und zu gefährlich geworden war. Bei dieser Entwaffnung wurde der deutsche, evangelische Leutnant Emil Gugl, obwohl er seine Waffen abgeliefert hatte, von einem slowenischen Soldaten durch einen Bauchschuß niedergeknallt wie ein Hund. Ich hatte ihn, der in seinem Zivilberuf Gymnasialprofessor war, getraut, ich hatte ihm sein kleines Töchterchen getauft, ich besuchte ihn häufig auf seinem Schmerzenslager und sah, daß es mit ihm zu Ende ging. Am Heiligen Abend starb er. Ich hatte dann die Aufgabe, ihn zu begraben. Tausende von Volksgenossen standen auf dem Friedhof, darunter die junge Witwe und die gramgebeugte alte Mutter. Und da habe ich offen ausgesprochen, was alle in jener Stunde dachten und fühlten. Ich habe unter Anspielung auf den Namen des Generals Meister wörtlich gesagt: „Ich stehe und falle als Diener meines Gottes, der die ewige Wahrheit ist und der die Lüge haßt, ich stehe und falle einem Herrn und Meister, der ein Meister ist über alle irdischen Meister.“ Ich habe die Tat einen feigen Mord genannt, da Gugl ja schon seine Waffen abgegeben hatte und habe im Namen der anwesenden Volksgenossen gelobt, daß niemals die Slowenen das deutsche Element in der alten deutschen Markburg unterkriegen sollten, und habe zum Schluß die Hoffnung ausgedrückt, daß die geliebten deutschen Farben, die sich jetzt in die Schleifen auf den Kränzen unserer Toten verstecken mußten, eines Tages wieder hell und froh von Marburgs roten Ziegeldächern im Morgenwinde wehen würden. Als ich nach Hause ging, hörte ich von zwei Frauen, die eine zur anderen sagen: „Recht hat er gehabt, unser Pfarrer, aber morgen wird er verhaftet.“ Und wenn Tacitus unseren germanischen Frauen eine Sehergabe zugeschrieben hat, hier hat es sich bewahrheitet. Am andern Tage — es war ein Sonntag —, war ich kaum von der Kanzel in mein Pfarrhaus zurückgekehrt, da traf ich in meiner Kanzlei einen slowenischen Polizei-Kommissär mit anderen Beamten, sie hielten eine vierstündige Hausdurchsuchung und führten mich dann von Verhör zu Verhör, und weil ich bei einem dieser Verhöre erklärte, „und wenn Sie mir wieder einen evangelischen Deutschen erschießen, werde ich genau in demselben Sinn an seinem Grabe sprechen wie gestern“, so machte man daraus eine Wiederholungsgefahr und erklärte mich für verhaftet. Um 7 Uhr abends

kam ich frierend und hungernd in meiner Kerkerzelle an. Die war zuvor von zwei kranken Frauen bewohnt gewesen, und wurde erst für mich freigemacht. Sie war neun Schritte lang und vier Schritte breit. Viel Bewegung konnte ich also nicht machen. Doch hatte ich durch die vergitterten und verdrahteten Fenster Ausblick auf mein geliebtes Bachern-Gebirge, auf dem ich alljährlich, am Tage Mariä Himmelfahrt, seit 13 Jahren meiner Gemeinde Berggottesdienst gehalten hatte. Ich war getrost und guter Dinge, denn ich hatte ein gutes Gewissen. Ich konnte lesen und schreiben, was ich wollte, ich habe auch gedichtet, und eines dieser Gedichte fand durch eine evangelische Aufseherin den Weg in Freund Hochstetters Wartburg:

„In meiner Zelle drinnen unheimlich ist es still,
die Stunden langsam rinnen, die Nacht nicht kommen will,
die Nacht mit ihren Sternen und ihrem blauen Schein: —
Wann wirst du's endlich lernen, o Herz, auch still zu sein?
Und willst du, Nacht, nicht kommen und wirst du, Herz, nicht still,
so sei aufs neu erglommen, was schon verlöschen will,
und wie ein trotzig Beten steigt's auf ins Sonnenlicht,
ihr könnt mich wohl zertreten, zerbrechen aber nicht.“

Die Liebe meiner Gemeinde verwandelte mir die kalte, kahle Kerkerzelle gar bald in einen Blumengarten, und für mein leibliches Wohl sorgte sie in so rührender und ausgiebiger Weise, daß — als ich nach vierzehntägiger Haft entlassen wurde — ich mit einem süß-sauren Gesicht feststellen konnte, daß ich in den zwei Wochen nicht weniger als acht Pfund zugenommen hatte.

Am Silvestertage wurde ich zum Untersuchungsrichter gerufen und fand dort eine Abordnung meines Presbyteriums vor, die mich bat, ich möchte mich für eine Silvesterpredigt vorbereiten, man hätte den Staatsanwalt um zwei Stunden Urlaub für mich gebeten. Mit Freuden ging ich an die Arbeit, um dann um vier Uhr nachmittags zu erfahren, daß die Bitte abgeschlagen wäre.

Um sechs Uhr abends war dann die Gemeinde in unserer trauliche Christuskirche zum Silvestergottesdienst versammelt. Die Kirche war bis zum letzten Platz gefüllt. Da wir gerade Gasnot hatten, so hatten die Leute sich Kerzenstumpfe mitgebracht und auf die Bänke gesteckt. So herrschte im Kirchlein ein trauliches Halbdunkel.

Der Kurator trat an den Altar, teilte mit, daß ich verhindert wäre zu kommen, und ließ die Lieder singen, die ich gewählt: „Befiehl du deine Wege, — So nimm denn meine Hände“, verlas einen Psalm, betete für die Gemeinde und ihren gefangenen Pfarrer, und bat dann alle, ruhig nach Hause zu gehen. Nachher haben mir viele Teilnehmer an diesem Gottesdienst versichert, sie würden ihn Zeit ihres Lebens nicht vergessen. Er hätte sie an die altchristlichen Verfolgungszeiten ein wenig erinnert.

Nach 14tägiger Haft wurde ich dann auf Einschreiten meines Seniors entlassen. Und als ich am nächsten Sonntag wieder meine

Kanzel betrat, fand ich sie mit frischem Fichtengrün geschmückt. Und da habe ich meiner Gemeinde gedankt: „Und es war doch eine schöne Zeit, verklärt von eurer Liebe und Treue. Ich bereue nichts und ich bedaure nichts und ich nehme nichts zurück. Ihr habt mir eure Buben und Mädchen anvertraut, daß ich sie zu charaktervollen, überzeugungstreuen Menschen erziehe, da konnte und wollte ich nicht versagen in einer Stunde, wo die Augen der Öffentlichkeit auf mich gerichtet waren. Ich gedachte des alten Studentenliedes: wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht, der ist doch fürwahr ein erbärmlicher Wicht. — Ihr habt von eurem Pfarrer nichts anderes erwartet. Habt Dank für eure Liebe!“

Der Prozeß gegen mich ging aber weiter. Die Anklageschrift war in einem außerordentlich scharfen Tone gehalten. Unter anderem war in ihr mein schon im Jahre 1912 erschienener Roman, „Die Hungerglocke“, gegen mich verwertet. Was ich darinnen Gutes über die Slowenen gesagt habe, war verschwiegen, Stellen aus dem Zusammenhang herausgerissen und gegen mich ausgebeutet. Meine Lage wurde immer unhaltbarer. Bei einem Besuche beim Polizeikommissär kam ich darauf, daß man mich nur noch so lange in Marburg lassen wollte, bis ich bestraft wäre, und meine Strafe abgesessen hätte. Als ich erwiderte, daß man mich nicht ausweisen könnte, weil ich österreichischer Staatsbürger wäre, wurde mir höhnisch geantwortet: „Für uns sind Sie nichts, als ein hergelaufener Preuße.“

Da ich nun so wie so meiner Gemeinde verloren war, da es nicht mehr Mut, sondern Dummheit gewesen wäre, zu bleiben, und den Kopf in die Schlinge zu stecken, rieten mir meine Freunde, die Gemeinde zu verlassen, zumal wenige Tage vorher der Amtsvorstand der deutschen Stadt Cilli eines Morgens tot in seiner Kerkerzelle gefunden worden war. Ich entschloß mich schweren Herzens wenige Tage vor der Gerichtsverhandlung, diesem Rate zu folgen.

Eines Sonntags predigte ich noch einmal, und durfte es mir nicht merken lassen, daß es meine Abschiedspredigt war, und konnte doch meine Bewegung kaum verbergen. Dann traute ich noch ein Brautpaar, und fuhr dann mit meinen beiden ältesten Buben auf einem Wagen in die zwei Stunden nördlich von Marburg gelegene schwäbische Ansiedlerkolonie St. Egydi, wo ich ein Kindlein zu taufen hatte. Um sechs Uhr abends machten wir uns sodann, treu geleitet, auf den Weg und kamen nach sechsstündigem Marsch bei Sternenlicht, durch Weingärten, über Wiesen und Felder, wobei wir jenen Weg vermieden, nach .... in ein Bauernhaus, das auch einem schwäbischen Ansiedler gehörte. Wir verhängten die Fenster, steckten Kerzen an, labten uns mit etwas Milch, — da kam die Haustochter hereingestürzt —, „um Gottes Willen, eine jugoslawische Patrouille kommt!“ Und schnell versteckte man mich mit meinen beiden Buben in einem Schweinestall. Hier verlebte ich eine bange Stunde, bis die Luft wieder rein war, und

um ein Uhr nachts konnten wir endlich in gebückter Stellung über die zehn Minuten entfernte Grenze huschen. Um zehn Uhr morgens war ich in Graz in Sicherheit.

Meine Frau, die ich mit den beiden jüngeren Kindern unter dem Schutze eines anständigen slowenischen Rechtsanwaltes in Marburg zurückgelassen hatte, wurde daraufhin ausgewiesen, doch durften wir alle unsere Möbel mitnehmen, wie ich es überhaupt anerkennen muß, daß die Slowenen meine Frau viel ritterlicher behandelt haben, als die Franzosen unsere elsässischen, rheinischen und pfälzischen Brüder.

In der darauffolgenden Gerichtsverhandlung wurde ich zu zwei Monaten schweren Kerkers verurteilt, und bin auch bis zum heutigen Tage noch nicht begnadigt, so daß ich immer noch nicht meine alte, meine erste Gemeinde einmal wiedersehen kann, der doch meine erste und meine ganze Liebe gehört.

Nach mehrmonatigem Aufenthalte im gastlichen Pfarrhause von Peggau, nördlich von Graz, als alle Hoffnungen, Marburg beim deutschen Mutterlande zu erhalten, gescheitert waren, entschloß ich mich im November 1919, das mir angetragene Pfarramt der Gemeinde Mürzzuschlag anzunehmen.

Ludwig Mahnert.

16. Der Glockensturm zu Grottau.

Ein Augustsonntag war's des Jahres 1923. Die deutsche evangelische Gemeinde Grottau hatte im Herbst des Vorjahres neue Glocken erhalten, wieder ein mächtiges, volltönendes Geläute, dessen sie sich sehr freut. In Grottau wurde ein tschechisches Trutzfest abgehalten, zur Bestärkung der kleinen tschechischen Minderheit von Grottau und Umgebung, aber von weither kamen Tschechen zu diesem Feste zusammen, teilweise mit Musikbanden, bis aus Prag waren Abgesandte tschechischer Fleischerinnungen erschienen.

Den Marktplatz hatte man sich zur Feier des Festes erkoren. Das Fest war in vollem Schwange, Reden wurden gehalten, die Gemüter erhitzt, da fingen die Glocken der dem Marktplatz benachbarten evangelischen Kirche an, den Gottesdienst einzuläuten; denn der Unfug ist hierzulande eingerissen, daß öffentliche Feste zu jeder Zeit, auch während der Vormittags-Gottesdienstzeit, abgehalten werden können. Das Getöne der deutschen evangelischen Glocken zu Grottau mußte allerdings den tschechischen Rednern das Konzept zu ihren Reden völlig verderben! Warum aber konnte man auch keinen anderen Zeitpunkt und keinen anderen Ort für die Abhaltung des Trutzfestes wählen! Entrüstete Blicke. Drohende Worte, geballte Fäuste erheben sich aus der Menge gegen Kirche und Glocken hin, dann lösen sich drei heraus, ein Sokol (tschechischer Turner) und zwei Fleischer in Fest-Innungstracht, mit leibhaftigen Fleischerbeilen versehen, eilen im Laufschritt auf die Kirche zu, dringen durch das Schiff der Kirche, wo eine Anzahl von

Gottesdienstbesuchern bereits versammelt war. Durch Drohungen und Einschüchterungen behindern die Tschechen die Läuter an ihrer weiteren Arbeit. Das Geläute verstummt. Aber eine Unruhe blieb bei einer Anzahl Kirchengäste über dem ungewohnten Erleben und über dem Eindruck, daß tschechische Gewalt nicht zurückschreckt auch vor den Mauern des Gotteshauses. Das war der Eindruck bei der Gemeinde überhaupt und in breitester Öffentlichkeit ...

Die Anzeige über den Vorfall wurde erstattet, Erhebungen wurden gepflogen, auch Einvernahmen vor Gericht. Deutsche Juristen machten aufmerksam, daß, weil Tschechen die Übeltäter sind, sie straffrei ausgehen würden. So und nicht anders kam es auch! Man hörte später nichts mehr, bis über Anfrage der Kirchenleitung die Antwort einlief: Verfahren wegen Störung des Gottesdienstes eingestellt. Als ob nicht solches Verhalten Erregung öffentlichen Ärgernisses auf alle Fälle bedeutete! Noch dazu, wenn der Rädelsführer beim „Glockensturm", der Sokol, der Schulleiter einer tschechischen Minderheitsschule in einer Grottau benachbarten Gemeinde war!

Ein Abgeordneter hat dann den Vorfall zum Anlaß einer Interpellation im Prager Parlament gemacht, es wurden Anfragen an den Innen-, an den Justiz- und an den Kultusminister gerichtet. Diese Anfragen sollen bis heute noch beantwortet werden.

Das eine Gute schaute heraus: Als ein halbes Jahr später wieder ein Tschechenfest zu Grottau begangen werden sollte, kam ein Gendarm, sich zu erkundigen nach den Läutezeiten der evangelischen Glocken. Es mußte bedeutet werden, daß die Glocken nicht bloß zu Eingang des Gottesdienstes, sondern auch zu Ausgang läuteten. Die Tschechen fingen ihr Fest später an, aber die den Gottesdienst ausläutenden Glocken fielen doch noch in ihr Fest hinein. Den Tschechen ist die Lust vergangen, wieder die deutschen evangelischen Glocken zu stürmen ...

Im Zusammenhang mit diesem Begebnis sind die Verse entstanden:

„Und werden Glocken zum Schweigen gebracht,
deutsch-evangelische Herzen trotzen Erdenmacht,
hangen mit treuem, tapferm Mut
unverbrüchlich an Glaubens- und Volksgut.
Tief innen im Herzen es singt und klingt:
Kein Schicksal solch Läuten niederzwingt!

Tobt ihr nur mit Gewalt und Geschrei:
Unsere Herzen brecht ihr nicht entzwei!
Tut Unrecht, übt Schrecken,
unsere Herzen zu Gott sich recken.
Der bleibt Unterpfand und Hort,
breitet Hände über unsere Heimat fort!

Otto Günther.

III. Kleine Erinnerungen.

1. Sancta simplicitas.

Sie hat mehrere Male scheu und ängstlich vor der Tür des Pfarrhauses gewartet und nach dem Pfarrer gefragt, das vergrämte, zusammengearbeitete Weib aus dem Volke von etwas über 60 Jahren. Aber einen Pfarrer in der Diaspora trifft man nicht immer sicher zu Hause. Zwei, drei Tage in der Woche ist er sicher fort, und manchmal auch vier oder fünf oder sechs. Und der Frau Pfarrer, die die schüchterne und sichtlich ratlose (übrigens ganz fremde) Frau liebevoll gefragt, ob sie ihr etwas helfen könne, hat sie förmlich erschrocken gesagt: „Nein, nein, sie könne nur dem geistlichen Herrn selbst sagen was sie wolle." So wird sie auf den Sonntag bestellt, da es sich doch wohl um ein persönliches seelsorgerliches Anliegen zu handeln scheint. Am Sonntag kommt sie — just vor dem Zusammenläuten. Da muß sie nochmals weg, und wird auf den Nachmittag bestellt. Wird sie wiederkommen? —

Ja, sie kommt. Ihr Name? Sie nennt ihn: ganz unbekannt. Sind Sie evangelisch? Nein. Nun, was haben Sie für ein Anliegen? — Eine lange Erzählung ist's. Die Geschichte einer Ortsarmen — aus frommer Gegend, nicht von hier, über der Grenze drüben, im Kronland Steiermark, ist sie zu Hause. Ach, die alte Geschichte. Ein wenig Kaltherzigkeit, ein wenig Roheit des Gefühls auf der einen, ein wenig Zank und Neid um alte Lumpen, und altes Gerümpel, ein wenig Raunzerei, ein wenig Eigensinn und ein wenig Gehässigkeit auf der anderen Seite. Wie ein Bächlein plätschert die Erzählung. Keine Einzelheit wird mir geschenkt, weder die Geschichte von der Geis, die sie sich nicht halten durfte, noch die von dem blauen Schurz, den ihr die Dirn der Nachbarin gestohlen. — Keine der beteiligten Personen ist evangelisch — es handelt sich um eine streng katholische Gegend —, keiner mir bekannt. Daher frage ich zuletzt: Liebe Frau, was soll ich in der Sache tun? Und nun kommt das große Anliegen: Ich soll den Herrn Gemeindevorsteher von P... verzaubern!

Amtsbrüder aus galizischen Gefilden haben mir wohl schon erzählt, wie sich bei Nacht und Nebel polnische Bäuerlein eingeschlichen haben ins Pfarrhaus, um eine „schwarze Messe" wider irgend einen Feind zu bestellen. Aber natürlich — galizische Zustände, polnische Kultur, halbasiatischer Aberglaube —, da legt man's zum Übrigen. Mir war aber so etwas noch nicht passiert. Denn

wir sind hier nicht in Galizien, sondern an der Grenze zweier unter den fortgeschrittensten Kronländern Österreichs, im rein deutschen Sprach- und Kulturgebiet.

Ich wollte erst auch ein bißchen „deutsch" werden. Aber dann mußte ich das vergrämte Gesicht vor mir wieder anschauen. Sancta simplicitas! Ich gab ihr einen Katechismus Luthers, und schlug ihr die Erklärung zum zweiten Gebote auf und erklärte ihr das Zaubern — abgesehen davon, daß es eine Dummheit sei, denn unser Herrgott sitze ganz allein im Regiment und lasse sich nichts abgaunern — für eine Sünde, und wer ihr gesagt habe, daß der evangelische Pfarrer solche Künste verstehe und für solche Dinge zu haben sei, der habe sie arg betrogen. Um eine Hoffnung ärmer ging sie von dannen.

Sancta simplicitas!

Du bist nicht schuld daran, wenn törichter, gottverhaßter Aberglaube nicht ausstirbt. Wer aber trägt die Schuld, wenn dem stumpfgläubigen Landvolk der evangelische Pfarrer als ein Mann erscheint, der mit dem Teufel im Bunde ist, und mit dessen Hilfe man höllische Zauberkünste üben kann? Drei Viertel, vier Fünftel der katholischen Priesterschaft unseres deutschen Gebietes sicher nicht; aber wie wenige mögen wohl solchem Aberglauben ernstlich entgegentreten? — Wir grollen nicht — weder ihnen, noch dem armen Weiblein. Aber wir arbeiten rastlos und unerschrocken daran, daß das wahre Gesicht des evangelischen Pfarrers und der evangelischen Kirche unserem Volke bis in die fernsten Gebirgswinkel hinein immer besser bekannt werde.

Friedrich Hochstetter.

2. Et cetera!

Katharina Klosz war ihr Name. Trotz der fremdartigen Schreibweise war es der Name einer kerndeutschen Schwäbin aus dem Banat, aus Pantschowa, gegenüber von Belgrad. Gott weiß, was sie aus der fruchtbaren Kornkammer an der unteren Donau nach Österreich gelockt hatte, vielleicht die Vorliebe für den Attila eines schmucken Husaren.

Sie war Magd in einer streng katholischen Familie. Nun ja! Man pries ihre starken Arme, man rühmte ihren Fleiß, man lobte ihre Gutmütigkeit, aber daß sie lutherisch war, wurde schmerzlich empfunden.

Aber so etwas ist ja zu verbessern, und die Tore der Kirche sind für reuige Sünder allzeit weit geöffnet. So lud man denn ein, so nötigte, so drängte man, daß sie mit zur Messe gehe, fand aber wenig Dank. Es langweilte sie des Priesters fremde Sprache.

Dann möge sie selber andächtig sein! Wenn sie bete, dann werde die Langweile vergehen. Als sie aber nun in ihrem evangelischen Gesangbuch las, fand das wieder nicht Beifall, und man gab ihr den Rosenkranz in die Hand.

Andächtig kniete sie und ließ die Perlen durch die Finger gleiten. Aber was war denn das? Während die anderen kaum bei der fünften Perle waren, schob sie die Schnur in die Tasche und wandte sich heimwärts.

Man konnte nicht unterlassen, sie zur Rede zu stellen, warum sie denn nicht zu Ende gebetet habe.

Sie beteuerte, das habe sie ganz gewiß getan von der ersten bis zur letzten Perle.

Ja, das sei aber doch ganz unmöglich! Dazu habe die kurze Spanne Zeit doch nicht gereicht!

„O doch! O doch!" versicherte sie treuherzig. „Das ging ganz leicht. Ich betete mein Vaterunser ganz langsam, Bitte für Bitte, viel langsamer als sonst, so recht andächtig. Das habe ich gelernt und das kann ich. Ich brauche nicht erst lange herumzuprobieren wie ihr. Ich habe es gleich das erstemal getroffen."

„Aber was machtest du dann? Es waren doch fünfzehn Vaterunser zu beten!"

„Nun, ich sagte doch schon, es war gleich das erstemal gut und ich hätte es gewiß nicht noch besser gemacht."

„Drum hast du gar nicht mehr weiter gebetet," ergänzte die Hausfrau in tadelndem Ton.

„Aber nein!" wehrte sich Katharina Klosz, „fünfzehnmal habe ich gebetet, genau fünfzehnmal!"

„Das ist unmöglich, ganz unmöglich in dieser kurzen Zeit!" Die Stimme der guten Frau bebte in sittlicher Entrüstung, und das Wort Lüge stand sprungbereit vor dem Gehege ihrer Zähne. Vielleicht traute es sich nur deshalb noch nicht hervor, weil auch die Zähne falsch waren.

„Und doch habe ichs getan," beteuerte Katharina Klosz, dem Weinen nah. „Aber weil es gleich das erstemal so gut war und ich es doch gewiß nachher nicht besser getroffen hätte, machte ich es kurz und sagte einfach — genau vierzehnmal und nicht einmal weniger: „Et cetera, et cetera, et cetera ...! Und das ist sogar lateinisch!"

Otto Riedel.

3. Die Hauptsache.

Peter Rosegger brachte einmal seinen Bruder Jakob, Bauer in der Nähe von Krieglach, in unsere Kirche in Mürzzuschlag mit. Es war das erste Mal, daß der gutgläubige Katholik eine evangelische Kirche betrat. Er hörte unsern Gottesdienst still mit an und sagte nachher kein Wort. Als wir aber dann im Roseggerstübel beim Mittagessen saßen, faßte er seine Eindrücke in den klassischen Worten zusammen:

„Wissen's, Herr Pfarrer, der Unterschied zwischen euch „Lutherischen" und uns „Christen" ist halt der: bei euch ist's mehr die Hauptsach, und bei uns sind's mehr die Nebensachen."

Adolf Kappus.

4. Jugendeindrücke und Übertritt.

Jeder österreichische Pfarrer weiß von Übertritten, die in lang nachwirkenden Jugendeindrücken ihre Wurzel hatten, aber erst zur Tat wurden, als die Losung durchs Land hallte: Los von Rom.

Ein besonders merkwürdiger Fall ist der des kürzlich verstorbenen hochangesehenen Geschäftsmannes A. E. zu Graz, eines geborenen Mürzzuschlagers. Er hat mir folgendes erzählt: Als Schulknabe war ich sehr religiös und habe mit besonderer Vorliebe als Chorknabe bei der Messe ministriert. Andererseits war ich aber auch als guter Sänger auf dem Orgelchor geschätzt. Nun sollte ich einmal in der Christnacht beim Hochamt singen. Ich wollte aber lieber am Altar ministrieren, zog das rote Mäntelchen heimlich an, und folgte dem Pfarrer an den Altar, der mein Vorhaben zu spät bemerkte, um es zu verhindern. Kaum waren wir aber nach dem hochheiligen Amt in dieser geweihten Stunde in die Sakristei zurückgekehrt, da packte er, ohne sein Meßgewand abzulegen, mich am Kragen und prügelte mich windelweich. Seitdem war ich von heftiger Abneigung gegen alles Katholische erfüllt, und es ist schwer zu sagen, ob ich ohne dieses kindliche Erlebnis jemals übergetreten wäre. —

Nun kann man leicht sagen: das ist doch kein Grund zum Übertritt! Sicherlich nicht für sich allein. Aber wie oft werden scheinbare Kleinigkeiten bestimmend für die Richtung eines ganzen Lebens! Und für Erzieher und Seelsorger aller Kirchen und Richtungen ist diese Erzählung eine Mahnung, sich niemals vom Zorn hinreißen zu lassen und überhaupt recht vorsichtig zu sein in der Behandlung kindlicher Torheiten.

Adolf Kappus.

5. Friedhofsgeschichten.

Es war in den Tagen der Mobilisierung des Jahres 1914. Ein Mitglied meiner Gemeinde war im Jassingbach ertrunken und sollte in Allerheiligen im Mürztal beerdigt werden. Man hatte den Leichnam noch nicht geborgen. Aber um Unannehmlichkeiten am offenen Grabe vorzubeugen, ging ich zum Ortspfarrer, teilte ihm den Unglücksfall mit und fragte ihn, wie er es mit dem Begräbnisplatz halten wolle. Er gab zur Antwort: „Das weiß ich noch nicht. Ich werde mich erst mit den Nachbarn besprechen; denn auf dem Friedhof in Allerheiligen ist noch nie ein Evangelischer beerdigt worden." Ich erklärte darauf, daß ich mir am nächsten Tage den Bescheid holen wolle, und ging davon. Als ich am anderen Tage wieder nach Allerheiligen kam, traf ich unterwegs die Schwägerin des Verunglückten, die mir erklärte, daß eine weitere Verhandlung mit dem katholischen Pfarrer überflüssig sei. Sie sei gestern dagewesen und habe zum Meßner gesagt: „Wo wollts ihn denn eingraben?" Darauf der Meßner: „Der Herr Pfarrer hat gesagt: bei den unschuldigen Kindlan." Darauf sagte sie: „Unterstehts euch. Da führen wir ihn nach Bruck, und dann werdet ihr schon sehen, was wird." Da ist der Meßner noch einmal zum Pfarrer gegangen und kam mit dem Bescheid zurück: „Ja, er wird in der Reihe begraben. Aber der Totengräber erhält den Auftrag, den Rasen wegzunehmen; denn das ist das Geweihte." Darauf gab sie die schlagfertige Antwort: „Ja, ja, könnts den Rasen schon wegnehmen; denn wenn die Weihe nit tiefer geht, dann liegen sie ohnehin alle in der ungeweihten Erde." So haben wir denn am 29. Juli 1914 den Verstorbenen ohne Rasen begraben.

Am 20. Dezember 1919 war das Kind Ernst des Bahnarbeiters Johann Rechberger in Hinterberg gestorben und wurde auf dem Friedhof in Aflenz begraben, bei dessen Neuanlage ein eigener Platz für die Evangelischen reserviert worden war. So hatte der Ortspfarrer feierlich erklärt. Als der Vater dem Kind einen Grabstein setzen wollte, machte der Pfarrer Schwierigkeiten. Und als er auf den Grabstein eine Inschrift und einen Bibelspruch setzen wollte, gab es neue Schwierigkeiten. Selbst einem Kenner der Verhältnisse mußte diese Handlungsweise merkwürdig erscheinen. Einige Jahre später war alles klar. Als der erste katholische Selbstmörder auf dem katholischen Friedhof in Aflenz beerdigt wurde, kam er auf die sogenannte evangelische Ecke. Es war also doch die Selbstmörderecke.

Auf demselben Friedhof hatte ich am 7. August 1927 eine Beerdigung eines im Sanatorium vorstorbenen Griechisch-Orientalischen. Ich vermutete das Grab in der evangelischen Ecke, oder, besser gesagt, Selbstmörderecke. Da war aber kein frisches Grab. In den Reihengräbern sah ich den Totengräber an der Arbeit. Ich fragte ihn, ob das das Grab für den im Sanatorium Verstorbenen sei. Er bejahte und sagte: „Ich hab heut eh schon mit dem Herrn Pfarrer ein großes Gwirr ghabt, weil ich das Grab da gemacht hab. Ich hätte es sollen dort in der Ecke machen, aber ich hab mir denkt: da is unlängst a Doppelmörder eingraben worden, der hat zuerst seine Frau umbracht und nachher sich selber, und wir haben alle zwei in der Reihe nebeneinander beerdigt. Wird doch der Glauben net schiacher sein, als a Doppelmord."

Am 12. Juni 1927 wurde auf dem Friedhof in Bruck die Arbeitersgattin Katharina Maierhofer beerdigt. Sie war Neu-Protestantin, lag zwei Jahre schwer krank, und ist als fromme Protestantin nach dem Empfang des Heiligen Abendmahls im Frieden mit Gott und ihrem Heiland entschlafen. Während der Beerdigung ging ein furchtbarer Wolkenbruch nieder. Die Schwägerin der Verstorbenen, eine Katholikin, war zur gleichen Zeit auch krank im Spital und sah mit Tränen in den Augen durchs Fenster dem Leichenzug nach. Neben ihr stand eine katholische Krankenschwester und sagte: „Aber rehrns doch net. Die war ja evangelisch und is net wert, daß man eine Träne um sie weint." Und als der Wolkenbruch immer ärger tobte, da sagte die Krankenschwester mit haßverzerrtem Gesicht: „Is alls noch viel zu wenig. Noch ärger soll es schütten. Die soll am ersten Tag ka gute Nacht haben in ihrem Grab."

Karl Hubatschek.

6. „Himmelsschlüssel."

Nicht einmal den Kindern wird die konfessionelle Hetze erspart. Die Anna E. in Kapfenberg wurde in einer Schulpause von ihren Freundinnen mit der Nachricht überrascht: „Du, Anna, jetzt dürfen wir nicht mehr mit dir gehen!" „Nanu, warum denn nicht?" „Ja, du bist evangelisch und kommst in die Hölle, hat der Pfarrer gesagt, und wenn wir mit dir gehen, kommen wir auch in die Hölle." Nach kurzem Besinnen verteidigt sich die Anna: „Ich glaube, wenn wir gestorben sind, wird der liebe Gott nicht fragen, ob wir im evangelischen oder katholischen Taufbuch standen, sondern, ob wir den Herrn Jesus recht lieb gehabt haben. Und daß ich den lieb habe, das wißt ihr." Ja, das wußten sie und berichteten ihrem Pfarrer dementsprechend in der nächsten Religionsstunde. Sie erreichten auch schließlich durch ihr Drängen das Zugeständnis: „Nun ja, in besonderen Ausnahmefällen kann vielleicht auch einmal ein evangelisches Kind in den Himmel kommen." Diesen Ausnahmefall wandten sie nun auf ihre Freundin an, und damit war hier der Friede wieder hergestellt. Aber nicht immer sind die Kinder so schlagfertig wie diese Anna. Meist werden die beschämten Kinder dergleichen nicht einmal zu Hause erzählen.

Hans Knak.

7. „Eine Perle — aber evangelisch!"

Die Schulen in Österreich sind im allgemeinen interkonfessionell, d. h. es darf weder bei der Auswahl der Lehrkräfte noch in der Behandlung der Kinder noch in der Art des Unterrichts in den weltlichen Fächern eine Konfession bevorzugt oder benachteiligt werden. Wie diese Bestimmungen gehandhabt wurden, und wie sie immer wieder in „Gemeinschaftsschulen", „Simultanschulen" usw. gehandhabt werden, sobald die katholische Konfession die Mehrheit hat, davon lieferte ein überzeugendes Beispiel eine Ortsschulratssitzung in der Stadt Bruck a. M.

Eine Lehrstelle war neu zu besetzen, und der Ortsschulrat hatte höheren Ortes drei Personen vorzuschlagen. 12 Bewerbungen lagen vor, und der Berichterstatter, der zugleich Bezirksschulinspektor war, berichtete über Namen, Herkunft, Dienstalter, Zeugnisse, bisherige Tätigkeiten der einzelnen Bewerber. Bei der 5. oder 6. Bewerbung, einem Fräulein W. Cz., setzte er hinzu: „Ich bemerke, dies Fräulein ist evangelisch." Schon diese Bemerkung war völlig ungesetzlich. Aber am Schluß seines Berichtes, als er zusammenfassen und einen Vorschlag zur Wahl machen sollte, sagte er etwa: „Nach dem Dienstalter, nach den Fähigkeiten und Zeugnissen kommt am ersten in Frage Fräulein W. Cz. Ich kenne sie aus meinem früheren Inspektionsbezirk und muß sagen, es ist geradezu eine Perle, aber sie ist evangelisch, darum kann ich sie nicht vorschlagen." Selbstverständlich legte ich schärfste Verwahrung gegen diese Begründung ein, aber erreichte nur, daß der Ortsschulrat überhaupt keinen Vorschlag zur Besetzung machte und die Sitzung sich in stürmischen Hin- und Herreden auflöste. Auch im Landesschulrat war es nicht möglich, das Unrecht wieder gutzumachen. Fräulein Cz. wurde nicht angestellt, und der Volksschule in Bruck wurde diese „Perle" vorenthalten, weil sie evangelisch war.

Hans Knak.

8. Die vier Evangelisten.

Lachend hat es damals in Zwittau der Herr Katechet selber im Konferenzzimmer erzählt. „Wie heißen die vier Evangelisten?" hatte er gefragt. Schweigen. Plötzlich kommt einem eine Erleuchtung. Er kennt unsere kleine evangelische Gemeinde und ihre noch wenigen Mitglieder gut bei Namen. Und siegessicher schmettert er in die Klasse: „Der Herr Boß, der Herr Wagner, der Herr Muggli und der Herr Schüler!"

Otto Waitkat.

9. Kärntner Erinnerungen.

Im Jahre 1906 waren einige junge Burschen und Mädchen, Buben und Dirndln, wallfahrten gewesen. Auf dem Rückwege kamen sie an einer evangelischen Kirche vorüber (Unterhaus). Sie fanden sie offen und gingen hinein. Hier trieben sie allerlei Unfug, äfften eine Trauung nach und zogen dann paarweise hinaus, indem sich einige von ihnen im Tanze drehten. Hinterher rühmten sie sich natürlich ihrer Heldentaten. Der evangelischen Gemeinde bemächtigte sich über diese Verspottung unserer Religion eine große Erregung. Die Anzeige wurde an die Staatsanwaltschaft geleitet. Aber diese sah alle, die zugegen gewesen waren, als „Beteiligte" an, so daß es keine „Zeugen" für die Tat gab, und ihre früheren Aussagen stellten die frommen Wallfahrer als eitle Prahlereien hin und leugneten alles ab, so daß eine Sühne nicht erfolgte.

Auf dem Kraigerberge hinter St. Veit an der Glan liegt die Gemeinde Eggen mit dem höchstgelegenen evangelischen Kirchlein Kärntens (1060 Meter über dem Meere). Dort wohnen stramm evangelische Bauern. Aus dieser Gemeinde stammt der letzte evangelische Märtyrer Kärntens. Zur Zeit Maria Theresias war es, als ein Bauer vom Kraigerberge an der bekannten Kirche zu Maria Saal an einem Wallfahrtstage vorüberging. Da ließ er angesichts der Menge die Worte fallen: „Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Geier." Das wurde als eine Verhöhnung des Altarsakramentes aufgefaßt und der Bauer wurde zum Tode verurteilt.

Im Jahre 1904 fand in der Nähe des Kraigerberges die Beerdigung eines bekannten katholischen Bauern statt. Auch die evan-

gelischen Bauern des Kraigerberges waren zugegen und hinterher saßen sie selbstverständlich mit den andern auch im Wirtshaus zusammen. Selbstverständlich war auch der katholische Ortspfarrer dabei. Im Verlauf des Leichentrunkes gelüstet es dem Herrn Hochwürden auf einmal, die evangelischen Bauern zu reizen. „Euer Luther," so ruft er ihnen zu, „ist doch nur ein Falott gewesen." Da springen die Lutherischen auf und auch katholische Bauern treten entrüstet für ihre Gastfreunde ein. Ein junger evangelischer Bauer wollte schon tätlich gegen den hochwürdigen Herrn vorgehen, als ihn ein älterer und besonnener Mann, der Kurator der kleinen Gemeinde, zurückzieht und dafür das Wort ergreift: „Nein, Herr Pfarrer, Martin Luther war kein Falott nicht, er war ein gescheiter und gelehrter Mann, und Sie, als gebildeter Mann, sollten sich schämen, so etwas zu sagen. Aber weil Luther eben ein gescheiter Mann gewesen ist, hat ihm eure Religion nicht gefallen, und ist er ausgetreten und hat die evangelische Kirche gegründet. Und da ist er freilich euch Pfaffen der größte Dorn im Auge!" Und damit gingen die evangelischen Bauern fort.

In Klagenfurt machte sich im Anfange des Jahrhunderts besonders ein junger Landesbeamter um die Los von Rom-Bewegung verdient. Er ließ seinen Freunden keine Ruhe, bis sie nicht auch übertraten. Immer hatte er einige Flugschriften bei sich, und es kam wohl vor, daß er einem Bekannten über die Straße hinüberrief: „Heil dir! Servus! Warum bist denn du eigentlich noch nicht los von Rom?" In der klerikalen Presse wurde er seinen Vorgesetzten als besonderer Feind der Kirche denunziert — in Kärnten hatte so etwas aber keinen Erfolg —. Es hieß da sogar, er bekäme für jeden Fall des Übertritts, den er zustande bekäme, eine Entlohnung; er heiße deshalb bereits in Freundeskreisen: „der Seelenverkäufer". In der Tat hatte er einen ähnlichen Spitznamen, aber ohne den untergelegten Nebensinn; er hieß: „der Seelenfiaker". R. i. p. — er ist früh gestorben. Er hieß Franz Egger.

10. „Die katholische Kirche hat die Arbeit und die evangelische steckt das Geld ein."

Der evangelische Pfarrer kommt zu seinem Kurator L. und bittet um eine Flasche Wein für ein krankes Mütterchen. „Die sollen sie gern haben, aber erst kommen sie herein und trinken mit uns eine Flasche, wir haben einen interessanten Besuch aus Wien zu Tisch, eine katholische Dame, die gern über Religion spöttelt." Im Arbeitsanzug mußte sich der Pfarrer neben die Dame in großer Toilette aus Wien setzen, und schon ging es los mit Fragen und Zweifeln, die alle nur an der Oberfläche blieben und leicht entkräftet werden konnten. Gleichwohl wurde von keiner Seite der

Rückzug angetreten. — Nach etwa einem halben Jahr starb die lebensfrohe Wienerin und wurde nach Saaz übergeführt und von der katholischen Geistlichkeit beerdigt. In ihrem Testamente hatte sie der katholischen Kirche 1000 Kronen und der evangelischen Pfarrgemeinde 2000 Kronen vermacht. Der alte katholische Dechant sagte: „Die katholische Kirche hat die Arbeit und die evangelische steckt das Geld ein!"

Doch es sollte nicht so einfach gehen; im Testament stand als Bedingung, daß zum Allerseelentage an ihrer Gruft eine katholische und eine evangelische Messe gelesen werden solle. Als nun der evangelische Pfarrer gefragt wurde, ob er die Bedingung annähme, da kam er in Schwierigkeiten. Er erklärte, daß er alle Jahre zum Allerseelentage an jener katholischen Gruft eine Totengedächtnispredigt halten wolle. Das wurde erfreulicherweise angenommen, und nun hatten wir nicht nur das Geld, sondern auch die Berechtigung, jedes Jahr am katholischen Totenfeste, auf dem fast ganz katholischen Friedhofe an einer katholischen Gruft eine evangelische Predigt zu halten.

Wilhelm Ziegenspeck.

11. Fünf Fragen.

Eins der berüchtigsten katholischen Hetzblätter war der „Hausfreund" des Pfarrers Zuklin in Boreslau. Bei jeder Nummer stand jahrelang oben eine Reihe von Fragen:

„Ist Jesus protestantisch gewesen? — Nein!
Ist Maria protestantisch gewesen? — Nein!
Waren die Apostel Protestanten? — Nein!
Waren die ersten Christen Protestanten? — Auch nicht!
Ist also der protestantische Glaube der Glaube Jesu? — Nein!"

Die „Wartburg" hat seinerzeit fünf Gegenfragen gestellt:

„Ist Jesus päpstlich gewesen? — Nein!
Ist Maria päpstlich gewesen? — Nein!
Waren die Apostel päpstlich? — Nein!
Waren die ersten Christen päpstlich? — Auch nicht!
Ist also der päpstliche Glaube der Glaube Jesu? — Nein!"

12. Der Bücherschatz in der Weiberkränke.

Wunderlicher als ich ist wohl kaum jemand zu einer Bücherei gekommen.

Im Jahre 1904 war ich Vikar in Mährisch-Chrostau bei Zwittau. Es war die hohe Zeit der Los von Rom-Bewegung. In der Tagespresse aller Richtungen tobte der Kampf wider Rom und für Rom.

Die verbreitetste römische Zeitung in Nordmähren war damals die wöchentlich erscheinende Olmützer „Grenzpost". Was sie sich Woche für Woche an Schimpfartikeln über Luther und die Protestanten erlaubte, ging bis an die Grenze des Möglichen. „Luther hat drei Frauen gehabt"; „Luther hat selber gesagt: Ich fresse wie ein Böhm und saufe wie ein Deutscher"; „Luther hatte schon vor der Ehe einen Sohn namens Andreas"; „Luther hat sich nach einem nächtlichen Gelage mit seinen Freunden am Bettstollen aufgehängt"; „der Protestantismus im Verein mit dem Altkatholizismus ist im Begriff, die Welt in einem Meer von Kot zu ersäufen". — Das sind einige Proben von dem, was dieses Blatt allwöchentlich seinen Lesern vorsetzte. Zug um Zug wurde ihm in den deutschnationalen „Zwittauer Nachrichten" geantwortet. Es war vielfach grobe Landsknechtsarbeit. Aber sie mußte getan werden.

Damals war es nun unter anderen ein Name, der auf die Romleute wirkte, wie das rote Tuch auf den Stier. Das war der Name Graßmann. Graßmann, ein Buchdruckereibesitzer, hatte ein kleines Schriftchen veröffentlicht, in dem er Auszüge aus Schriften berühmter römisch-katholischer Morallehrer mitteilte, besonders aus dem Hauptwerk des bekannten Stifters des Redemptoristenordens, des heiligen Alphons von Liguori „Theologia moralis". Es waren hauptsächlich Stellen, welche die Gefährdung des weiblichen Zart- und Schamgefühls durch die römische Beichtpraxis beleuchteten. Die Wut der Romleute hierüber war ungeheuer. Ihre Verteidigung bestand aber einfach darin, daß sie immer wieder im Tone gerechtester Entrüstung erklärten, Graßmanns angebliche Übersetzung wäre eine Fälschung; alle die mitgeteilten unsauberen Dinge stammten aus seiner eigenen schmutzigen Seele.

Die Antwort hierauf mußte man schuldig bleiben. Man hätte sich Liguoris Werke beschaffen und sie mit der Übersetzung vergleichen müssen. Das war für einen Vikar in den mährischen Wäldern, der überdies auch noch anderes zu tun hatte, nicht so einfach wie für einen, der in einer Universitätsstadt lebt. So ließ ich das durchgehen; aber es wurmte mich jedesmal sehr.

Da kam mir ein „Zufall" seltsamster Art zu Hilfe.

Allwöchentlich fuhr ich nach dem etwa 17 Kilometer entfernten Zwittau zum Religionsunterricht. Wenn irgend möglich, benutzte ich dazu das Rad. Dann kam ich nicht mehr weit von Zwittau bei einer einsam an der Straße gelegenen Fuhrmannsschenke vorüber. Sie hieß und heißt wohl heute noch „Die Weiberkränke".

Eines Tages stand in der Zeitung, daß der Wirt der „Weiberkränke" ermordet worden sei. Er war erschossen im Keller aufgefunden worden. Ich war noch nie in dem Hause gewesen. Auch jetzt fuhr ich noch einmal vorüber, ohne hineinzugehen, weil Neugier nicht zu meinen Fehlern gehört. Aber als ich das nächste Mal von Zwittau zurückgefahren kam, trieb es mich doch, einen Blick hinein zu tun. Lange konnte ich mich nicht aufhalten, denn es dämmerte schon stark.

Als ich in die geräumige Gaststube trat, fiel mein Blick sofort auf einen großen Tisch, der rechts mitten an der Wand stand und hoch mit Büchern bepackt war. Während die Wirtin das bestellte Getränk holte, trat ich heran. Es lag da in wirrem Durcheinander eine Unmenge alter, verstaubter, dicker und dünner, gebundener und ungebundener, zum Teil zerrissener „Schmöker". Ich nehme ein schwarz gebundenes Pappebändchen in die Hand und schlage es auf.

Träume ich denn . . .?

Auf dem Titelblatt steht:

THEOLOGIA
MORALIS SANCTI ALPHONSI MARIAE DE LIGUORI . . .
Tomus septimus (7. Band) . . .

Und gleich daneben liegt noch solch ein Bändchen, und unter dem nächsten Stoß noch eins . . . Träume ich denn . . .? Liguoris Werke, die so oft und so sehnlich gewünschten, halte ich in der Hand!

Die zurückkehrende Wirtin bringt mir die Lösung dieses verwirrenden Rätsels. Es ist, mit nüchternen Augen gesehen, alles ganz einfach: Der Bruder des ermordeten Wirts ist Priester gewesen. Er „hat sich auf einem Versehgang verkühlt" und ist geistesgestört geworden und vor Jahren gestorben. Seine vielen Bücher sind auf den Boden des brüderlichen Gasthauses geschafft worden. Da lagen sie bis heute in einem Winkel, zum Teil von Mäusen zerfressen und beschmutzt. Eben heute hat die jetzige Wirtin, eine Schwester des Ermordeten, die das Haus übernommen hat, einen Teil der Bücher von oben herunterschaffen lassen, um sie als Altpapier dem Greißler zu verkaufen. Anders waren sie dadurch nicht zu verwenden. Denn fast ausnahmslos waren sie dadurch verdorben, daß ihr früherer Besitzer in plötzlich auftretenden Wutanfällen eine Handvoll Blätter, meistens fingerdick, gepackt und mit Gewalt aus dem Einband herausgerissen hatte. Selbst am Altar beim Lesen der Messe hatte er das zuletzt getan *). Zum Glück hatte er die ausgerissenen Blätter meistens wieder hineingelegt.

Das war die Erklärung. Alles war „mit natürlichen Dingen" zugegangen. Mir aber war nun ganz unvermutet etwas „zugefallen", was, wenn ich's mir ausgedacht und gewünscht hätte, eine ganze Reihe von „Wundern" nötig gemacht hätte.

Daß ich gleich am nächsten Vormittag den ganzen Bücherhaufen — es kamen noch immer mehr vom Boden herunter — gründlich durchsucht und alles, was irgend für mich von Wert war, erstanden habe, ist selbstverständlich, auch daß ich für die buchhändlerisch völlig entwerteten Bücher nicht viel zu zahlen brauchte. Leicht hätte mir noch meine „Überehrlichkeit", wenn man so sagen

*) Was für ein tragisches Menschenschicksal sich hier in der Einsamkeit einer Dorfpfarre abgespielt hat, kann man nur ahnen. Ich habe, abgesehen vor einer kurzen Frage an den behandelnden Arzt, nicht weiter nachgeforscht. "Das ewige Licht leuchte ihm!"

darf, einen bösen Streich spielen können. Damit die Wirtin sich nicht hinterher wegen des Verkaufs der Bücher an einen evangelischen Vikar Vorwürfe machen oder sich bei dem Handel übervorteilt glauben könne, hatte ich ihr gleich am ersten Tage gesagt, wer ich war, und hatte ihr geraten, ihren Herrn Pfarrer bitten zu lassen, daß er herüberkäme und die Bücher abschätzte. Wäre er gekommen, so hätte ich freilich zuguterletzt noch das Nachsehen haben können und nur die Möglichkeit gehabt, schnell durchzustudieren, was mir am wichtigsten schien. Aber er kam nicht. Erst auf mehrmaliges Drängen hin schickte er nach Wochen seinen Kaplan, der die Bücher nach flüchtiger Durchsicht in Bausch und Bogen als veraltetes Zeug und wertlos erklärte. So konnte ich mit gutem Gewissen behalten, was ich mir ausgesucht hatte. Und den Rest, eine große Kiste voll, schickte mir schließlich die Wirtin umsonst mit dem Bierwagen nach Chrostau, weil sie die frommen Bücher nun doch nicht dem Greißler verkaufen wollte und nicht wußte, was sie sonst damit anfangen sollte.

So bin ich zu einer für einen evangelischen Vikar ganz ansehnlichen römisch-theologischen Bücherei gekommen, aus der ich viel gelernt habe und die mir mehr als einmal im Kampf gegen Rom von größtem Wert gewesen ist. Otto Waitkat.

13. Die Laberworscht.

Aus der evangelischen Diaspora in Nordböhmen.

Sieben Jahre habe ich der deutschen evangelischen Kirche in Böhmen gedient. Mir war es Heimatdienst, denn ich bin Sudetendeutscher von Geburt. Ich wäre wohl auch heute noch dort, wenn man dem ehemaligen Katholiken das Leben in der Diaspora nicht allzu schwer gemacht hätte. Nun sitze ich als Pfarrer in den Thüringer Bergen, aber meine Gedanken gehen immer wieder zurück ins Sudetenland.

Meine Pfarre zählte knapp tausend Seelen, die in drei Städten und fünfzehn Dörfern zerstreut wohnten. So war ich denn schier alle Tage unterwegs, um die zerstreuten Kinder zu unterrichten, Kranke zu besuchen und auch bei den Gesunden anzuklopfen, denn die Glaubensbrüder in der Zerstreuung bilden oft nur dadurch eine Gemeinde, daß sie einen gemeinsamen Pfarrer haben. Der muß sich darum bei ihnen recht oft sehen lassen. Er tut es auch gern, denn er ist überall gern gesehen. Sie stehen ja alle als Protestanten zu ihrer katholischen Umgebung in einem gewissen Gegensatze und empfinden den Besuch des Pfarrers als Trost und Stärkung. Gerne verplaudern sie ein Stündchen mit ihm. Wenn ich an diesen Diasporadienst zurückdenke, fallen mir Geschichten ein, ernste und traurige und heitere...

Es war im Spätherbst. Das ist auch im Sudetenland eine üppige Zeit. Wenn ich auf meinen Dienstwegen über Land ging,

sah ich sauber geputzte und rasierte Schweine an den Türpfosten hängen, und in der Abenddämmerung lag über den Dörfern ein heimlicher Duft von Leberwürsten und Sauerkraut. Im Fenster der Dorfschenke hing ein Zettel: „Heute abend Wurstessen“. In diesen Wochen vor Weihnachten wird der Deutschböhme gemütlich, besonders gemütlich, da tut sich das sparsamste Bäuerlein etwas Gutes an. Das ist auch die beste Zeit für die evangelischen Familienabende. Zumal auf den Dörfern.

In L. war alle vier Wochen Gottesdienst. Da kamen wir in einer großen Bauernstube zusammen. Ein schlichter Altar, mit Tannengrün geschmückt, ein kleines, altes Harmonium, das manchmal den Dienst versagte, weil in der langen Pause die Mäuse darin geheckt hatten, und ein paar Stühle ... das war unser „Betsaal“. Meine Aufgabe war eine mehrfache: Ich mußte den Pastor machen und den Kantor zugleich, oft auch noch den Kirchenchor, wenn das Lied unbekannt war. War es aber bekannt, oder gar eins von den Lieblingsliedern der Gemeinde, dann zitterten Tür und Fenster, denn wir hatten kräftige Stimmen in L.

Nach einem solchen Gottesdienst in jenem Spätherbst trat der Obmann der Predigtstelle zu mir.

„Jetzt wär's Zeit für einen Familienabend, Herr Pfarrer,“ meinte er. „Jetzt ist geerntet und gedroschen, wir hätten jetzt halt am besten Zeit. Wenn's Ihnen passen tät?“

„Mir paßt's immer“, antwortete ich ihm, „wie wär's denn mit dem nächsten Donnerstag? Da muß ich sowieso zum Unterricht herüber, da ging's gleich in einem.“

Der Tag war allen genehm, und ich verkündete den Beschluß: „Donnerstag, abends acht Uhr, versammelt sich die evangelische Gemeinde in der Bergschänke zum Familienabend. Wer etwas kann, soll seine Talente in den Dienst des Abends stellen.“

Mehr hatte ich nicht vorzubereiten. Das übrige besorgte die Gemeinde selber. So klein sie war, hatte sie doch mancherlei Talente in ihren Reihen, und ihre Veranstaltungen hatten immer eine reiche Vortragsfolge.

Als der Donnerstag kam, fiel der erste Schnee. Damit beginnt für den Diasporapfarrer eine böse Zeit, denn nun ist das Radfahren für Monate vorbei, und alle Wege müssen zu Fuß gemacht werden.

Ich mußte also gleich nach dem Mittagessen aufbrechen, um rechtzeitig in die Schule zu kommen. Der Weg war weit, zwei gute Stunden bei gutem Wetter, bei schlechtem ... je nachdem. Er war sonst sehr schön, führte er doch durch Wald und Feld und über Berg und Tal, aber an jenem Tage fiel der Schnee so dicht, daß von der herrlichen Natur nichts zu sehen war. Müde zum Umfallen kam ich endlich nach drei Stunden in L. an. Sechs evangelische Kinder warteten in der Schule auf mich, und ich erzählte ihnen vom lieben Heiland und seinem tapferen Jünger Luther.

Als die zwei Schulstunden herum waren, war es finster geworden, aber bis zum Beginn des Familienabends war es noch Zeit. Ich ging also im Dorfe herum und besuchte meine Leute. Da das Dorf über eine Stunde lang ist, verging dabei die Zeit recht schön. Der letzte, den ich besuchte, war der Bauer Hammer.

Der erste Empfang war nicht sehr freundlich. Zwei große Hofhunde fielen mich in der Finsternis an und ließen mich weder vorwärts noch rückwärts. Auch mein Rufen nahmen sie mir übel. Endlich hörte man im Hause, daß die Hunde jemand verbellten, und die Haustür öffnete sich.

„Wer is denn do?“ fragte die Bäuerin in die Finsternis hinaus.

„Guten Abend, Frau Hammer!“ rief ich zurück. „Schaffen Sie mir nur diese beiden Bestien vom Halse!“

„Nee, ober su wos! Dos is ju d'r Herr Pforr! ... Rusch, ihr Luder, werd't ihr glei weiter giehn!“

Die Hunde knurrten ab, und ich folgte der Bäuerin in die von einer Petroleumlampe spärlich erleuchtete Stube. In der einen Ecke stand der große, grüne Kachelofen, in der anderen der weiße Lindenholztisch, darauf Zeitungen und gute Zeitschriften lagen. Die Nordböhmen lesen gern, und in der Familie Hammer war das Lesen geradezu eine Leidenschaft. Ich setzte mich an den Tisch.

„Nee, es is zu schode, doß mei Mon nie do is, ober ar meente, weil doch heite dar Familjenobend is, do wollt' ar sich a wing rasier'n loss'n, ar werd woll nie lange sein.“ Dabei wischte sie mit der Schürze über die ohnedies schneeweiße Tischplatte.

„Wie sein denn Sie heite do rüber kommen, Herr Pforr, bei dam Sauwatter? Nee, wie dos heite störmt, do denkt ma grode, es is der jöngste Tag. Sie sein doch heite mit der Bohne kommen?“

„Nein, Frau Hammer, ich bin zu Fuß gegangen, ich hatte ja nachmittag Unterricht, da ging kein Zug. Ich bin gleich nach dem Mittagessen von Hause fort.“

„Is die Möglichkeet? Zu Mettiche schond? Und zu Fuße bei dam Gestörme? Hon Sie denn schond wos gegassen?“

Ich verneinte.

„Is die Möglichkeet! Seit 'm Mettiche nischte gegassen! Nee, su wos! Do müss' wer glei Mode machen. Wos möchten Sie denn garne, Herr Pforr? Vielleicht en Kaffee?“

„Ach, Frau Hammer, ich trinke ja Euern Kaffee sehr gerne, aber abends um sieben Uhr ... da ist mir gar nicht nach Kaffee zumute.“

„Ach su? Ich dochte halt, Sie wär'n su wie ich, mir schmeckt a Töpla Kaffee immer. Na, wos möcht'n Sie denn garne? Vielleicht eene Laberworscht?“

Bei dieser Frage begann mein Nervus sympathicus beifällig zu schwingen, und ich nickte eifrig der Bäuerin zu.

„Jawohl, Frau Hammer, wenn Sie Leberwürste haben, die esse ich sehr gerne. Aber wissen Sie, was mir noch lieber wäre, als eine Leberwurst?“

„Wos denne, Herr Pforr?“

„Zwei Leberwürste, Frau Hammer!“

„Die können Sie ho'n,“ lachte sie und ging hinaus. Ich blieb allein in der dämmerigen Stube.

Ich bin ein Schlesier aus dem Altvatergebirge, wo die Urheimat der Leberwürste ist. Nur für eine hausgemachte Leberwurst verkauft der Schlesier seine Erstgeburt ... Der weite Marsch durch den Schnee, das lange Fasten ließen Kindheitserinnerungen wach werden ... Wenn in der Buchberger Mühle daheim Schweine schlachten war, machte Thomasch Gustav die Leberwürste. Der war weit und breit ob dieser Kunst berühmt. Einen ganzen großen Kessel voll machte er immer, und die erste, die er herausnahm, gab er mir, denn ich war der Jüngste. Der Jüngste muß die erste Wurst essen, dann halten sie sich und werden nicht sauer. Auch der Aberglaube macht selig. Ich hab' es erfahren ... Ja, so eine hausgemachte Leberwurst!

So hing ich meinen Gedanken nach und freute mich, daß sie bei dem Hammerbauer gerade geschlachtet hatten. Da hatte ich es heute gut getroffen.

Es dauerte denn auch nicht lange, da ging die Küchentür auf und die Bäuerin kam herein. Sie stellte einen Teller mit zwei dampfenden Leberwürsten vor mich hin, und legte einen Riesenlaib Kornbrot dazu.

„Su, Herr Pforr, etze lang'n Sie zu und loss'n Sie sich's gut schmeck'n! Sie müss'n halt zufrieden sein, wir hob'n 's auf'm Dorfe nie besser!“

„O, Frau Hammer, wenn wir in der Stadt es nur immer so gut hätten“, sagte ich bescheiden und schnitt mir eine tüchtige Schnitte Brot ab.

„Ihr Bauern baut euer Korn und backt euer Brot und schlachtet euer Schwein, ihr wißt, was ihr eßt. Wir Städter müssen alles teuer bezahlen, und kriegen's doch nicht unverfälscht. So eine Leberwurst zum Beispiel, die bekommen wir in der Stadt überhaupt nicht.“

„Wos Sie nie sog'n! Schmeckt Ihnen denn die Worscht?“

„Ausgezeichnet schmeckt sie mir, das ist etwas anderes, als unsere Fleischerwürste!“

„Do bin ich ober fruh, ich dochte schond, sie würd'n Ihn'n nie schmeck'n.“

Sie plauderte, und ich aß, und es schmeckte mir wirklich ausgezeichnet, was nach dem weiten Wege ja auch erklärlich war. Schon rückte ich der zweiten Wurst zu Leibe, da ging die Tür auf,

und der Bauer kam herein. Wir begrüßten uns herzlich, und er setzte sich mir gegenüber an den Tisch.

„Na, Fraue," sagte er zu der Bäuerin, „etze könnt'st mir o wos zum Ass'n bring'n!"

„Wos willst du denn, Mon?"

„Inne, bring ock, wos du host!"

„Magst du vielleicht o eene Laberworscht?"

„Eene Laberworscht? ... Wir ho'n ja noch gor nie geschlacht't, wu host denn du eene Laberworscht har?"

„Inne, wu war ich se har ho'n? Vom Fleescher ho' ich se halt, vom Weidlich-Fleescher!"

„Wie konnst du denn dort eene Worscht käf'n, du weeßt doch, doß ich Weidlichs Laberwörschte nie mag!"

„Inne, ich mag se ju o nie, ober der Herr Pforr wollte partuh a Poor ho'n. Wu sollt' ich se denn harnehm'n?"

„Ich dachte allerdings, Sie hätten selbst geschlachtet!" warf ich betroffen dazwischen.

„Nee, nee, wir schlacht'n erscht ei der nächst'n Woche."

„Und warum mögen Sie denn die Würste vom Weidlich-Fleischer nicht?"

„Dos will ich Ihn'n garne so'n. Früher ho' ich se ofte gegass'n und se ho'n mir immer gut geschmackt. Sie sein ju o nie schlecht, gelt, Ihn'n ho'n se o geschmackt?" ...

Ich nickte bloß.

„Su is's, se schmeck'n an jed'n, der's nie weeß. Ober seit e'm holb'n Juhre is Nockwers Jonge beim Weidlich-Fleescher ei der Lehre und dar erzählt's immer daheeme, wie's bei dar Fleescherei zugieht. Wos do für Schweinerei ei die Worscht nei kömmt, nee, es is nie zum Sog'n! Und am ärgsten is's bei d'r Laberworscht, do kömmt, hör' ich, oller Dreck nei! ... Und sah'n Se, Herr Pforr, seit dar Zeit konn ich Weidlichs Laberworscht nimmer ass'n. Da bin ich zu heekel. ... Ober, wenn ma's nie weeß, do sein's die best'n Wörschte."

Ja, ... wenn man's nicht weiß! ...

Paul Rieger.

Verzeichnis der Mitarbeiter.

Konrad Claus. 1905 ff. Vikar in Kaaden (Böhm.). 1909 ff. Pfarrer in Trautenau (Böhm.), jetzt Pfarrer in Ostritz (Sachsen).

Wilhelm Gottschick. 1910 ff. Pfarrer in Obersedlitz-Krammel, dann in Schreckenstein (Böhm.); jetzt Pfarrer in Breslau.

Johannes Grell. 1902—06 Vikar in Chodau (Böhm.), jetzt Pfarrer in Berg vor Crossen a. d. Oder.

Otto Günther. Seit 1907 Pfarrer zu Grottau (Böhm.).

Gerhard Hickmann. 1901—04 Vikar in Klagenfurt, 1904 bis 1908 in St. Veit a. d. Gl. (Kä.), seit 1908 Pfarrer in Dux und Kirchenrat.

Friedrich Hochstetter, D. theol. 1900 Vikar in Stainz (Stmk.), 1903 in Trebnitz (Böhm.), 1904—17 Pfarrer in Neunkirchen (N.-Ö.), jetzt in Berlin. Schriftleiter der „Wartburg".

Karl Hubatschek. 1907 Vikar in Wr.-Neustadt (N.-Ö.), seit 1911 Pfarrer zu Bruck a. d. M. (Stmk.).

Wilhelm Ilgenstein. 1899—06 Vikar, dann Pfarrer in Fürstenfeld (Steiermark), jetzt Pfarrer in Düsseldorf.

Adolf Kappus. 1899—06 Pfarrer in Mürzzuschlag (Stmk.), 1906—14 in Wr.-Neustadt (N.-Ö.), jetzt Pfarrer in Rothenberg bei Stuttgart-Cannstatt.

Hans Knak. 1904—11 Vikar in Bruck a. d. Mur (Stmk.), 1912 Vikar in Eichwald (Böhm.), 1914 ff. Pfarrer in Bodenbach-Tetschen (Böhm.), jetzt Pfarrer in Klettwitz (Mark Brandenburg).

Hans Koch. 1902—06 Vikar in Klostergrab (Böhm.), 1906 bis 1908 in Teplitz, 1908—12 Pfarrer in Budweis (Böhm.), jetzt Pfarrer und Superintendent in Nieder-Langenau (Kr. Görlitz).

Ludwig Mahnert, D. theol. 1900—03 Vikar in Mahrenberg a. d. Dr., 1904—19 Pfarrer in Marburg a. d. Dr., 1919—23 in Mürzzuschlag, seither in Innsbruck.

Felix Reimann. 1906 ff. Vikar in Trebnitz (Böhm.), 1915 ff. Pfarrer in Schreckenstein, jetzt in Gablonz a. d. N. (Böhm.).

Otto Riedel. 1902 Vikar in Radkersburg, 1904 Vikar, dann Pfarrer in Klosterneuburg (N.-Ö.).

Paul Rieger, D. theol. Mitglied des Benediktiner-Ordens. Studiert in Wien evangelische Theologie. 1919—26 Pfarrer in Haida (Böhm.), jetzt Pfarrer in Pennewitz (Thür.).

Heinrich Roehling. 1899—09 Vikar, dann Pfarrer in Graz, 1909—16 in Wien, jetzt Pfarrer an St. Matthäus in Leipzig.

Karl Schiefermair. Seit 1900 Vikar, dann Pfarrer in Rottenmann (Stmk.).

Paul Spanuth, D. theol. 1902 ff. Vikar in Saaz (Böhm.), seit 1905 Pfarrer und Senior in Leoben (Stmk.).

Otto Waitkat, Lic. theol. 1902 Vikar in M.-Chrostau, 1906 Pfarrer in Steyr, 1912 ff. Begründer und Leiter des „Sonnenhofs", 1919 Pfarrer in Warnsdorf (Böhm.), seit 1925 in St. Joachimstal (Böhm.), Schriftleiter des „Deutschen Glaubens".

Wilhelm Ziegenspeck. 1902 ff. Vikar in Karlsbad, seit 1906 Pfarrer und Kirchenrat in Saaz (Böhm.).

Druck von Trowitzsch & Sohn, Berlin SW 48.